Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig. — Postzeitungsliste Nr. 4069a, sechster Nachtrag.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 152. Mittwoch, den 3. Juli 1907. 14. Jahrg.

Hierzu eine Beilage und das wöchentliche Unterhaltungsblatt.

Peters und die Seinen.

Der Vertreter der „Fränkischen Tagespost“ beim Münchener Prozeß Peters schreibt unserem Nürnberger Bruderblatt u. a.:

. . . So ist das friedliche alte Amtsgericht am stillen, grünen Mariahilfsplatz zum Schauplatz eines bewegten Afrikaneraufstandes geworden, der einstweilen nicht so rasch vorübergehen wird. Wie verkommen muß die Zeit sein, in der ein Peters seine Zeit wieder für gekommen hält! Die Photographen am Haustor, die die Parteien und Zeugen knipsen, verraten schon das große Interesse, das der Prozeß findet. Oben aber versammelt sich ein gut Teil der bekanntesten Afrikaner. Zum ersten Mal haben sie wohl Gelegenheit, einen wirklichen Richter kennen zu lernen. In dieser empörenden Bloßstellung eines für jede menschliche Regung abgestorbenen Zynismus ist die unerschütterliche Ruhe, Vornehmheit, Umsicht und Unparteilichkeit des Vorsitzenden, des Oberlandesgerichtsrats Mayer, eine tröstende und aufrichtende Erscheinung. Es gibt also doch noch Menschen, und sogar in Deutschland Exemplare des „guten Richters“!

Es gab am ersten Tage im Gerichtssaal stürmische Szenen, heftige Zusammenstöße. Wenn Peters, diese kleine, erregte, von Leidenschaften zerwühlte Cortez-Karikatur, die Selbstbeherrschung verlor, überwand er sogar seinen innersten Zwangstrieb und plauderte versehentlich die Wahrheit aus. Noch offenherziger wurde sein Mittäter, der Baron von Pechmann, ein ungewöhnlich beschränkter, derber Mann, der ehemals in Ostafrika, wie noch heute, ganz unter der Gewalt des überlegenen Kopfes seines einstigen Chefs zu stehen scheint. Was dieser Baron mit den riesigen Tatzen an naiven Brutalitäten und Schamlosigkeiten eingestanden hat, das erinnert an die Zeiten, wo die Barone in Deutschland die deutschen „Schwarzen“, die Bauern, ganz so behandelten, wie heute die Neger in Afrika. Die afrikanischen Sitten, von denen die Afrikaner zur Entschuldigung ihrer Gemeinheiten und Verbrechen immer reden, sind nämlich die alten europäischen Feudalsitten, an die sich jetzt auch die bürgerlichen Sprößlinge angepaßt haben.

Wie ein läppisch-blutiger Räuberroman wirkte die Erzählung des Dr. Peters, diese kindische Prahlerei, das blöde Flaggenhissenspiel, der eitle Größenwahn eines berüchtigten Salonlöwen, die unklare wirre Erfindung von Konspirationen und Gefahren, und die ruchlose Wirklichkeit gemarterter und gemordeter Eingeborener, eingeäscherter Dörfer und verbrecherischer Gerichtspossen — man glaubt wirklich schon zu träumen, nicht aber es mit lebendigen Menschen zu tun zu haben, die im Lichte des 20. Jahrhunderts wandeln. Aber diese Afrikaner haben nicht nur gar kein Gefühl für die Scheußlichkeit ihres Tuns, es gelingt ihnen auch, ausgewachsene Staatsbürger in nicht geringer Zahl aufzutreiben, die sie als Heroen bestaunen und keine wichtigere Aufgabe kennen, als für ihre Unschuld zu kämpfen.

Wodurch fühlt sich Karl Peters im Grunde beschwert und beleidigt? Gegen welche „gemeine Lüge und elende Verleumdung“ wehrt er sich? Er leugnet, daß sexuelle Motive seine Henkertaten beeinflußt haben, er will kein sadistischer Kranker sein, was doch im Grunde seine einzige Entlastung wäre. Er und seine Leute aber haben gar kein Gefühl dafür, daß die Geständnisse, die er und sein Vertreter, der Herr Baron von Pechmann, gemacht haben, das Ungeheuerste sind, was ein Menschenhirn ersinnen kann. Das, was sie selber einräumten, genügt, sie aus der Liste der Menschen für immer zu streichen. Ihnen aber schienen diese Handlungen nicht nur selbstverständlich, sondern heldenhaft, verdienstvoll.

Was die Kumpane eingeräumt haben, ist noch schlimmer, als was ihnen vorgeworfen wurde. Sie sind geständig, daß der schwarze Diener des Peters gehängt wurde, obwohl nichts anderes gegen ihn vorlag, als daß er mit einer Peters'schen Zigarette rauchend umherstolzierte; das war der schwere Einbruchsdiebstahl. Noch fürchterlicher sind ihre eigenen Angaben über die Auspeitschung und Ermordung schwarzer Frauen. Drei Dienerinnen, oder in der Petherssprache, Sklavinnen, die ihnen zur Benutzung zugewiesen waren, laufen davon, „desertieren“, weil sie für ihr Leben fürchten; sie hören, daß die ganze deutsche Station niedergebrannt werden soll. Peters schickt eine militärische Patrouille aus und verlangt von einem Häuptling die Auslieferung der Frauen. Der hält sie aber gar nicht verborgen. Nun soll er den Vater einer der Frauen ausliefern, also einen ganz Unschuldigen. Der Wilde ist Mensch genug, ein solches Verbrechen nicht zu begehen. Dafür wird seine Residenz mit Granaten bombardiert und eingeäschert. Um das deutsche „Prestige“ zu wahren! Die drei Frauen kehren zurück, sie werden ausgepeitscht, bis ihre Haut in Fetzen hängt, man schlägt (Aussage Pechmann) mit dem, was man gerade zur Hand hat! Eine wird in Ketten gelegt. Sie flieht, wird zurückgebracht, und nun wegen ihrer Flucht aufgehängt. So stellen die Peters und Pechmann die Sache dar. Versteht sich das nicht alles ganz von selbst?

* * *

Aus dem zweiten Briefe:

. . . Der erste wirkliche Zeuge, der nicht Mitschuldiger war, kam zum Wort und seine lebendigen Ausführungen riefen einen so erschütternden Eindruck hervor, daß das Publikum seine Bewegung nicht mehr meistern konnte und sie in Zwischenrufe und Kundgebungen auslöste, die der Vorsitzende zu unterlassen bat, indem er fein und bewegt zugleich es als menschlich begreiflich bezeichnete, daß die Anwesenden sich derart äußern mußten. Der temperamentvolle Herr Rosental war käsebleich, Peters aber hatte alle seine dreiste Schnodderigkeit verloren, er beugte den blaurot angelaufenen Kopf tief herab. Nur ein ehemaliger Stabsarzt versuchte noch eine Rettung, er behauptete als „Sachverständiger“, daß die „Aufmunterungen“, die man dem armen schwarzen Weibe „applizierte“, naturgemäß die zerplatzte Haut brandig machen, daß dies jedoch eben eine afrikanische Notwendigkeit sei. . .

Die Petersschar hatte die Rettungsaktion für den Geliebten gut vorbereitet. Man merkte die Geschäftsgerissenheit des schlechterdings evangelischen Herrn Arendt. Der Schlachtplan war der folgende: Man bildete sich ein, daß der Leutnant Bronsart v. Schellendorf die Quelle für die parlamentarischen Anklagen gewesen sei, Bronsart aber sei wieder nur das geheime Werkzeug des Geheimrats Hellwig gewesen. Durch die Befragung Bebels will man dies feststellen. Deshalb geht die ganze Taktik der Petersleute darauf hinaus, diesen Leutnant zu den Hauptbelastungszeugen gegen Peters zu machen und zugleich nachzuweisen, daß Herr Bronsart v. Schellendorf ein ganz verkommener, verlogener Bursche sei. Mit der Entwertung dieses Hauptzeugen, so ist die Arendt-Peters'sche Prozeßstrategie, sollen dann alle Beschuldigungen gegen Peters als hinfällig bewiesen sein.

Der Vormittag des zweiten Tages konnte einen empfindenden Menschen an der Menschheit verzweifeln lassen. Die Afrikaner führten das Wort mit einer Herzensroheit, die quälte und marterte. Alle Bekundungen waren eine einzige große Huldigung für Peitschen und Hängen, als das einzig mögliche Erziehungsmittel für die Schwarzen. Eine unheimliche Erscheinung, die gespenstisch aus der Vergangenheit emporsteigt! Es ist genau dieselbe Begründung und Technik der Bestialität, mit denen man noch vor hundert Jahren und selbst später die „minderwertige“ Rasse deutscher Bauern, Soldaten, Juden erzog. So peitschte das Junkertum auch einst in Deutschland, weil diese Bauernkerle und Juden nicht anders behandelt werden könnten! Die feudale Brutalität tobt sich heute — mit den gleichen Formen, Mitteln, Argumenten — in den Kolonien aus. Der Generalleutnant v. Liebert, dessen afrikanische Kenntnisse darauf zurückzuführen sind, daß er einmal an der afrikanischen Küste nicht landen konnte, faßt sein ganzes koloniales Bekenntnis in der Drillings-Formel zusammen: Peitschen, Kettenhaft und Hängen.

Aber die Herren haben kein Glück. Auch diese falsche Karte, auf die sie ihr ganzes Schicksal setzen, gewinnt ihnen das Spiel nicht mehr. Herr v. Bronsart ist gar nicht der Gewährsmann Bebels. Die Petersleute, die sich so sehr empören, daß man über ihren Helden unbewiesene Verdächtigungen verbreitet, haben umsonst die niedrigsten und frivolsten Verleumdungen über den vermeintlichen Gewährsmann der Petersgegner angehäuft, umsonst hat sich sogar Herr Arendt in die Unkosten eines stilwidrigen Heldentums gestürzt, der heute beschworen hat, er habe sich nur deshalb nicht mit dem Leutnant duelliert, weil er ihn nicht für satisfaktionsfähig gehalten habe.

Aber nachmittags erstand der Menschlichkeit ein Rächer in Gestalt eines preußischen Unteroffiziers. Durch eine allzu unvorsichtige Lüge hatte Karl Peters mutwillig das Unheil gegen sich entfesselt. Der Zufall, daß Peters öffentlich behauptet hatte, seine Kameraden hätten einstimmig sich für die Ermordung der Jagodja ausgesprochen, hatte der ehemalige Kompagnieführer der Schutztruppe am Kilimandscharo zu einem tödlichen Widersacher des Peters gemacht. Den Schimpf will der einfache Mann nicht dulden, daß man glauben könnte, er sei auch so einer wie der Peters. Und nun erscheint endlich in allen seinen Einzelheiten das wirkliche Bild der Petersherrschaft am Kilimandscharo. Alles Heldentum birst, die Flittergarderobe des kühnen Wegbrechers zerstiebt, und übrig bleibt ein blutiger Nero, der alberne Honneurs vor sich machen läßt, der die gefährlichen Dinge anderen aufträgt, Prahlhans und Lügner, der die ihm überlassene unbeschränkte Machtvollkommenheit benutzt, um aus geschlechtlichem Kitzel zwei arme, unschuldige Menschen zu martern und zu morden. Die wüste Konspirationsgeschichte wird als läppischer Schwindel entlarvt. Die Schwarzen erscheinen in den lebendigen Schilderungen dieses einfachen Soldaten als Menschen, diese weißen Afrikaner als Bestien. Was hätten diese „desertierten“ Weiber wohl für Schaden anrichten, welche militärischen Geheimnisse verraten können, wo das ganze militärische Geheimnis der Station in einem allen sichtbaren Stacheldrahtzaun bestand? Und unauslöschlich prägt sich das Bild der Jagodja ein: Eine schwere Kette nach sich schleppend, die um den Hals befestigt ist, wie sie immer wieder gepeitscht wird, bis das Gesäß wie Hackfleisch aussieht; wie sie, in diesem Zustand, Gras zwischen den Steinen des Gefängnishofes jätet, endlos vom Morgen bis zum Abend. . . .

Zweimal übermannt den nicht gerade zart besaiteten Unteroffizier die Leidenschaft der Empfindung. Zwei Tage lang hat er geweint, weil man glauben konnte, er sei der Mitschuldige des Peters. Und dann — am Schluß — bricht er vor Gericht in Tränen aus. In seinem dumpfen Hirn fühlt der Kumpan des Peters, der Baron v. Pechmann, daß alles verloren sei. Stiermäßig stürzt er sich auf den Zeugen, der unter allen Umständen verdächtigt werden muß! Er beschuldigt ihn der Feigheit. Da bäumt sich der Soldatenstolz des Mannes auf. Von einem Pechmann läßt er sich nicht beleidigen. Und er gibt den Vorwurf zurück: Wenn feige gehandelt sein sollte, so war der Feigling Karl Peters. . . .

Und dann auch jener Versuch des Stabsarztes, medizinisch zu beweisen, daß das Peitschen von Negern eigentlich eine gesunde Erfrischung bedeute; sie seien von Natur geradezu für derartige Aufmunterungen organisiert. Aber dieser Entlastungsversuch verstärkt nur den Abscheu vor dem Afrikaner. Tief aufatmend, mit ergriffener, zitternder Stimme schließt der Vorsitzende die dramatisch gespannte Sitzung.

Karl Peters aber eilt auf den Stabsarzt zu und schüttelt dem Fanatiker der Nilpferdpeitsche und der brandig geschlagenen Haut dankbar die Hand.

Auf der Straße pfeift dem Afrikaner das Wort entgegen: Hängepeters! Sofort holt er einen Spähmann und läßt den Frevler feststellen. . . .

Politische Rundschau.

Deutschland.

Wie man Reichstagsabgeordnete fängt. Die berühmte Nassauerfahrt einiger M. d. R. hat diese bekanntlich zu „Kolonialkennern“, vor allem aber, dieweil sie in den Kolonien gar so fidele Tage erlebten, zu Kolonialschwärmern gemacht; und war einer von der Fraktion gewonnen, so steckte er bald die anderen an, was man am besten an den sonst so bärbeißigen und unentwegten Schwabendemokraten studieren konnte, deren Reiseonkel Storz nicht wenig dazu beigetragen haben mag, daß sie bei den letzten Reichstagswahlen mit Hurra für Dernburgs Dattelkiste ins Zeug gingen. Das zweite Experiment dieser Art war die „Studienfahrt“ von Reichstagsabgeordneten nach Kiel, allwo sie sich, den besagten Storz wieder eingeschlossen, bei gutem Essen und Trinken von der Notwendigkeit einer noch größeren Flotte überzeugten. Der gute Erfolg des Experiments, mit der Wurst nach dem Schinken zu werfen, hat Veranlassung dazu gegeben, eine weitere „Studienfahrt“ nach Wilhelmshaven ins Auge zu fassen. Aber den richtigen Marinestrategen genügt dieser Plan noch nicht. Schon schreibt die „Allgem. Marine-Korresp.“:

„Unstreitig ist es ein guter Gedanke, daß unsere Parlamentarier an die See geschickt werden, um mit eigenen Augen zu schauen und Informationen zu erhalten, die für ihre parlamentarische Tätigkeit von ersprießlichen Folgen sein können. Aber uns scheint, als ob diese Art der Aufklärung und Belehrung doch noch einen ganz bedeutenden Mangel besitzt. Warum hat das Marineamt denn wohl die Herren Parlamentarier eingeladen? Doch nicht bloß deshalb, um ihnen zu zeigen, wie solch ein Kriegsschiff oder Torpedoboot aussieht, sondern um sie auf den Wert einer starken Flotte aufmerksam zu machen. Bekanntlich aber ist der „Wert“ ein sehr relativer Begriff, der nur durch Vergleiche mit anderen Objekten der gleichen Gattung festgestellt werden kann. Der Wert unserer Flotte kann erst dann wirklich festgestellt werden, wenn dem Beobachter Gelegenheit gegeben wird, die Macht- und Größenverhältnisse der anderen Flotten, namentlich der englischen, kennen zu lernen, und vor allem, wenn er darüber genau und offen aufgeklärt wird, wie groß die Interessen sind, die durch die betreffende Flotte zu schützen sind. Die parlamentarischen Studienfahrten dorthin müßten in diesem Sinne eingerichtet werden, wenn sie wirklich praktischen Erfolg zeitigen sollen. Wir empfehlen dem Marineamt dringend, sich die Studienfahrten des Deutschen Flottenvereins zur Wasserkante zum Muster zu nehmen. Schließlich fahre

man mit ihnen hinüber nach England und zeige ihnen die englische Flotte. Wir glauben, unsere Parlamentarier werden dann ganz von selbst auf die Idee kommen, daß unsere Kriegsflotte durchaus nicht auf der für uns notwendigen und erstrebenswerten Höhe steht. Ein gemütlicher Unterhaltungsabend auf dem Artillerieschulschiff „Schwaben" genügt sicher nicht, um den Reichstagsabgeordneten den richtigen Begriff von der Bedeutung unserer Flotte beizubringen. — Es würde uns freuen, wenn unser tüchtiger Staatssekretär, Admiral von Tirpitz, bei der nächsten geplanten Studienfahrt der Reichsboten dieser hier gegebenen Anregung näher treten wollte."

Da anscheinend die M. d. R. das Verständnis dafür, was sich schickt und was sich nicht schickt, verloren haben, da ihnen das Unwürdige solcher Nassauer- und Abfütterungsfahrten gar nicht zum Bewußtsein kommt, da sie selbst offenbar gar nichts mehr daran auszusetzen finden, wenn ihnen Festmähler gegeben werden unter der Voraussetzung, sie würden dafür zum Dank recht tief in die Taschen des Volkes greifen, — so muß man sie schon daran erinnern, daß es auch für Mandatsbesitzer gewisse Anstandsregeln gibt.

Wenn nächstens der Reichstag wieder große Marineforderungen bewilligt, so wird man gut tun, das Verfahren der festreisenden Reichstagsmitglieder in ihren Wahlkreisen möglichst bekannt zu machen.

Der Freund des Fürsten Bülow, Herr Bachmann von der „Vossischen Zeitung", läßt jetzt keinen Tag vorübergehen, an dem er nicht ausführliche Erinnerungen an die berüchtigte 12 000 Mark-Affäre des Grafen Posadowsky veröffentlichen würde. Solche Sittenstrenge, die immer wieder an Taten erinnert, die vor zehn Jahren begangen worden sind, würde Bewunderung verdienen, wenn man nur ihre Ursachen und ihren Zweck nicht allzu genau kennte. Solange Posadowsky an der Macht war, hütete sich die „Vossische Zeitung", ihn anzugreifen. Jetzt aber, da er von Bülow abgedankt worden ist, muß zu Ehren des Meisters alles Schimpfliche über den Gestürzten erzählt werden. Nun ist es richtig: Graf Posadowsky erschnorrte vor zehn Jahren schmählicherweise 12 000 Mark von den Scharfmachern, um damit Agitation für das Zuchthausgesetz zu betreiben. Dann aber bog er von den Scharfmachern ab und wurde von ihnen als ihr gefährlichster Feind betrachtet. Jetzt — vor wenigen Monaten — erschnorrte der Herr und Meister der „Vossischen Zeitung", Fürst Bülow, weit größere Summen von den Scharfmachern zu seinen Wahlzwecken. In einem Schreiben an den Reichskanzler rühmte sich der Industriellenverband der materiellen Opfer, die er im Kampfe gegen die Sozialdemokratie gebracht haben wollte. Auch der Börse wurden unter der Vorspiegelung einer ihr genehmen Börsenreform zu gleichen Zwecken gewaltige Summen abgebettelt. Wenige Monate darauf war Graf Posadowsky, einst geliebtester Freund, seit Jahren aber gehaßtester Feind der Scharfmacher, ein toter Mann. Warum weist die „Vossische" in ihrer unerbittlichen Sittenstrenge nicht auf diese Zusammenhänge hin, warum schimpft sie lieber dem Gestürzten hinterher? Antwort: Weil sie ein „entschieden liberales" Blatt ist.

Speisekarte gefällig! Der Ministersturz hat dem Liberalismus zum soundsovielten Male die Gelegenheit gegeben, die Häupter seiner Hoffnungen zu überzählen. Im Zusammenhang mit dieser melancholischen Musterung wird ein Geschichtchen herumgereicht, das die ganze politische Situation viel lebendiger kennzeichnet als seine liberalen Kolporteure glauben. Danach soll sich Herr Bülow beim Zusammentritt des Reichstags mit einem bekannten süddeutschen Parlamentarier — er wird wohl im Wendekreis des Herrn Naumann zu suchen sein — über die Lage unterhalten haben. Der Süddeutsche erkundigte sich in diesem Gespräch auch danach, welche positiven Gesetzesmaßregeln er vorzuschlagen denke. Darauf ließ sich Bülow ein über alle Maßen köstliches „Ach so?" entfahren und meinte verwundert: „Sie wollen nicht bloß die Speisekarte sehen, es soll auch bald die Suppe aufgetragen werden?" „Ganz richtig, Durchlaucht", soll der Parlamentsmann aus dem Süden geantwortet haben, „die Suppe und dann auch bald das Fleisch!"

Herr Bülow versteht sich — es ist das so sein kleines Feuilletontalentchen — auf Bilder. In der Tat sieht man ihn seit dem 13. Dezember vorigen Jahres in der politischen Speisehalle herumscharwenzeln und besonders dem Liberalismus sein lockendes: „Speisekarte gefällig!" ins Ohr flöten. Und der Liberalismus hat seine Freude an dem flinken Ganymed mit dem pomadisierten Scheitel und den fliegenden Frackschößen, und in Ansicht der Köstlichkeiten auf der Speisekarte läuft ihm das Wasser im Munde zusammen, der nie mehr zu oppositioneller Rede aufgetan wird. Aber mag der Liberalismus noch so artig bei der Tafel sitzen, sein Teller bleibt so leer wie sein Magen und Speisekarte bleibt Speisekarte.

Daß ihm der Magen knurrt, ersieht man auch daraus, daß er schon wieder von den irdischen Hoffnungen auf die himmlischen Tugenden gekommen ist. So schreibt die „Nationalzeitung":

> Gerade weil das Zentrum und die Sozialdemokratie in diesen Herzens- und Gemütsfragen, die unserm Volke stets die teuersten waren, völlig versagen, die Sozialdemokraten in der Religion nur eine Privatsache sehen und das Zentrum das Denken, Dichten und Glauben des deutschen Volkes der Unfehlbarkeit des Papstes unterwirft, ist der Liberalismus der berufene Vertreter des Deutschtums Luthers und Kants, Lessings und Herders.

Das Schattenspiel an der Wand mit den Luther und Kant, Lessing und Herder als Vorläufer des waschechten Liberalismus ist ein billiges Vergnügen, macht auf naive Gemüter hier und da noch einigen Eindruck, aber es tröstet doch nur recht mäßig darüber hinweg, daß man sozusagen keinen warmen Löffelstiel im Magen hat. Und hast du nicht gesehen, flitzt da eben Herr Bülow mit seinem: „Speisekarte gefällig!" vorüber, aber ehe der Liberalismus ihn haschen kann, ist er vorbeigeeilt und flatternd verschwinden seine Frackschöße in der Ferne, von wo vernehmlich das Schmatzen der Konservativen herüber tönt.

Denn wenn Herr Naumann je mit Seherblick in die Zukunft schaute, in ferner Stunde tat ers, als er deklamierte, konservativ-liberale Paarung heißt: der Konservative ißt sich satt und der Liberale macht die Musik dazu!

Eine Ohrfeige für die liberal-konservativen Paarungspolitiker stellt die Ernennung des bisherigen Regierungspräsidenten Dr. v. Coels von der Brügghen zum Unterstaatssekretär im Ministerium der öffentlichen Arbeiten dar. Der Neuernannte ist nämlich nicht nur Katholik, sondern ein eifriger Anhänger des Zentrums. Seine Berufung hat den Zweck, die Verbindung zwischen der preußischen Regierung und dem Zentrum aufrecht zu erhalten. — Merken die liberalen Blockherren nun endlich, daß sie von der Regierung an der Nase herumgeführt worden sind?

Einer von Wenigen. Ein wirklicher Liberaler meldet sich im „Berliner Tageblatt" zum Wort. Es ist Professor Hermann Hummel-Karlsruhe, der die erste Tagung des Neuen Nationalvereins einer ebenso scharfen wie treffenden Kritik unterzieht. Er verwirft das Paktieren mit den Rechtsliberalen, die nicht auf auf dem Boden der liberalen Prinzipien stehen und verweist auf die Sozialdemokratie als die sicherste und zuverlässigste Bundesgenossin eines wirklichen Liberalismus:

> „Die Wählermassen, die in der Arbeiterfrage den Konzentrationspunkt sehen, sind in allen grundlegenden Fragen auf der Seite des Liberalismus. Sie sind sozialdemokratisch und würden den linken Flügel des Liberalismus in allen prinzipiellen Fragen von selbst bilden müssen, wenn einmal der Rechtsliberalismus die Probe darauf machen sollte . . . . Sagen wir es in aller Kürze: die Sozialdemokratie muß uns in allen Dingen näher stehen als die Junker und die Klerikalen. Das hat aber aus den Nationalvereins-Versammlungen nicht herausgeklungen. Uns scheint vielmehr, als ob der Grundton mehr der gewesen wäre: „Wie entreißen wir die Arbeitermassen der Sozialdemokratie?" Man denkt dabei nicht daran, daß unterdessen die Reaktion ungestört Orgien feiert. Ist es uns gelungen, an die Stelle der reaktionären Herrschaft den Liberalismus zu setzen, dann mag unser Prinzipienkampf mit der Sozialdemokratie das Schlachtgeschrei bilden. Der Versuch, im Nationalverein die Diskussion auf diese Basis zu schieben, ist mißglückt. Der Nationalismus und die Sozialistenangst haben den Sieg über den Liberalismus davongetragen."

Was Professor Hummel hier ausspricht, ist von sozialdemokratischer Seite schon tausendmal gesagt worden. Sein Bild vom „linken Flügel des Liberalismus" mag ja nicht richtig gewählt sein, sachlich bleibt es deshalb nicht weniger richtig, daß jede praktisch liberale Politik, die auf die Demokratisierung unsrer öffentlichen Zustände hinarbeitet, ganz von selbst die Unterstützung der Sozialdemokratie erhalten müßte. Schade nur, daß Herr Professor Hummel es unterlassen hat, das Wesen des „Rechtsliberalismus" zu definieren. Er würde dadurch zu der traurigen, aber weil wahren, doch nützlichen Erkenntnis gekommen sein, daß die Richtung, die er „Rechtsliberalismus" nennt, nicht nur die Nationalliberalen, sondern auch die Freisinnige und die Deutsche Volkspartei zu ihrem größeren Teil umfaßt, ja wohl sogar noch die Mehrheit der Freisinnigen Vereinigung für sich in Anspruch nehmen kann. So kommt es, daß der „linke Flügel des Liberalismus", als welchen Professor Hummel die Sozialdemokratie in Anspruch nimmt, nicht einmal vorübergehende Gemeinschaft haben kann mit dem „rechten Flügel". Denn mit notorischen Überläufern, gewerbsmäßigen Verrätern und traurigen Schlappschwänzen kann keiner taktische Bündnisse schließen, dem es ehrlich um die Erreichung seines Kampfziels zu tun ist.

Rußland.

Henkersknechte an der Arbeit. Fünf Soldaten, welche im Lager von Kiew angeblich einen bewaffneten Aufstand versucht hatten, wurden standrechtlich erschossen. In Wilna wurde ein fünfzehnjähriger Knabe, der einen Polizeioffizier erschossen hatte, zum Tode verurteilt.

Frankreich.

Ein dummer Beschluß. Die Anklagekammer in Montpellier lehnte den Antrag auf vorläufige Infreiheitsetzung Ferrouls, Alberts, sowie der Mitglieder des Komitees von Argelliers ab. — Dieser Beschluß wird sicherlich nicht zur Beruhigung der Gemüter beitragen.

Schweiz.

Die Trennung von Kirche und Staat. Die Gesetzesvorlage über die Trennung von Kirche und Staat wurde in der Volksabstimmung des Kantons Genf mit 7656 gegen 6822 Stimmen angenommen.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Mittwoch, den 3. Juli.

Achtung, Holzarbeiter! Zuzug nach Mölln (Lauenburg) ist fernzuhalten.

Travemünde. Gesperrt für Bauarbeiter ist das Geschäft von Söhrmann.

Das Gesamtbild des Peters-Prozeß ist für Peters günstig, so urteilt unser Amtsblatt über die Münchener Verhandlungen, die eine erschreckende Momentaufnahme des Kolonialhelden vom Kilimandscharo ergeben haben. „Ich halte den Peters für einen Mörder", erklärte der Major v. Donath, also ein Mann, der unserer Bewegung als Gegner gegenüber steht, über den Kläger. Der unparteiische Sachverständige, Pater Acker, der zunächst Peters verteidigen wollte, meinte nach dem Verlauf der Verhandlungen, daß die Disziplinarurteile, die für Peters vernichtend lauten, durchaus gerechtfertigt seien. Fürwahr, das amtliche Organ unserer Behörden ist ein moralisch hochstehendes Blatt; es ist des Dr. Peters durchaus wert. Der Vollständigkeit halber wollen wir noch erwähnen, daß die „Lübeckischen Anzeigen" die Prahlereien des Peters mit seinen Mordtaten, sowie das Vorgehen des Dr. Arendt, der jedenfalls unter Eid die Unwahrheit aussagte, als Schönheitsfehler bezeichnet. Wie prächtig wird es sich ausnehmen, wenn man gelegentlich im Amtsblatt wieder einen von christlicher Nächstenliebe übertriefenden Artikel liest. Sind denn die Neger nicht unsere Nächsten?!

Der 11. Verbandstag des Norddeutschen Gastwirteverbandes findet gegenwärtig hierselbst statt. Gestern begannen die Verhandlungen auf der Wakenitz-Bellevue. Nach den üblichen Begrüßungen eröffnete Herr Blesgen-Hamburg den Verbandstag. Der Bericht des Vorstandes soll morgen erstattet werden. Der Kassenbericht schließt in Einnahme und Ausgabe mit 57 253,61 Mk. Dabei figurieren unter der Ausgabe an Darlehen 17 200 Mk., bei der Volksbank belegt 2157,98 Mk., Barbestand 4070,93 Mk. Der Vermögensnachweis des Verbandes balanziert mit 30 087,81 Mark. Angenommen wurde ein Antrag des Vereins der vereinigten Gast- und Schankwirte Hamburgs: „Die Haftpflichtversicherungsgesellschaft zu verpflichten, jedem Versicherten 3 Monate vor Ablauf des Versicherungsvertrages Mitteilung zu machen, daß an dem bestimmten Tage die Police abläuft. Nachdem dies nachweislich von der Versicherungsgesellschaft geschehen ist und der Versicherte kündigt nicht innerhalb acht Tagen, dann treten die bestehenden Allgemeinen Versicherungsbedingungen in Kraft." Beschlossen wurde ferner, den Vertrag der Haftpflichtversicherung mit der Securitas A.-G. in Berlin auf weitere 10 Jahre zu erneuern. Ein Antrag des Wirtes Ellerbrok in Hamburg ging dahin, ihm zur Durchfechtung einer Entschädigungsklage den Rechtsschutz zu gewähren. Beschlossen wurde, die Angelegenheit dem geschäftsführenden Ausschusse zur Erledigung zu übertragen. Der nächste Punkt der Tagesordnung betraf den Kohlensäure-Lieferungsvertrag. Es wurde dabei die Frage der Gründung eines eigenen Werkes aufgeworfen. Die Kosten seien nach einer Rentabilitätsberechnung auf 400 000 Mark veranschlagt. Für praktischer wurde gehalten, mit einem Werke fest abzuschließen. Das jetzige Werk habe sich bereit erklärt, mit dem Verband auf 5 Jahre abzuschließen zu einem Preise von 40 Pf. pro Kilo, von welchem es 2½ Pfennig pro Kilo an die Verbandskasse abliefern wolle, auch sei das Werk bereit, den Preis zu ermäßigen, wenn er allgemein falle. Herr Horn-Hamburg führt dazu aus, daß die Mineralwasser-Fabrikanten in Hamburg jetzt eine Kohlensäurefabrik gründen. Man möge die Eröffnung derselben abwarten und die Angelegenheit solange dem geschäftsführenden Ausschusse überlassen. Das wird beschlossen. In den Vorstand wurde Blesgen-Hamburg als 1. Vorsitzender wiedergewählt. Weiter wurden gewählt als 2. Vorsitzender Carstens-Wandsbek, als Kassierer Griecks-Hamburg, als 1. Schriftführer H. Bertsch-Hamburg, als 2. Schriftführer Meibohm-Ohlsdorf, als Beisitzer Thormann-Hamburg und Bruhns-Wandsbek. Der Prüfungsausschuß wurde in seiner alten Zusammensetzung bestätigt, ebenso das Schiedsgericht, das durch Herrn Nöllecken-Otterndorf ergänzt wurde. Zum Ort für den nächsten Verbandstag wurde Burg a. F. gewählt. Die übrigen Punkte betrafen interne Verbandsangelegenheiten. Die Delegiertenversammlung wurde gegen 7 Uhr abends geschlossen.

Arbeiterrisiko. Gestern vormittag gegen ½11 Uhr stürzte der Brückenbauer Fritz Müller, der beim Neubau der Lübecker Maschinenbaugesellschaft beschäftigt war, aus einer Höhe von etwa 10 Meter hinab, dabei wiederholt aufschlagend. Der Unglückliche zog sich schwere Verletzungen zu. Nachdem Dr. Schlomer ihm einen Notverband angelegt hatte, wurde M. mittelst Sanitätswagens nach dem Allgemeinen Krankenhause befördert. Es wäre doch gewiß notwendig, daß bei einem Bau, von der enormen Höhe desjenigen der Lübecker Maschinenbaugesellschaft, bessere Sicherheitsmaßregeln für die Arbeiter getroffen würden.

Wegen Unterschlagung verhaftet. Der Ingenieur einer rheinischen Firma, der hier beim Bahnhofsneubau tätig war, ist wegen bedeutender Unterschlagungen, die er zum Nachteil seines Hauses begangen hat, verhaftet worden.

pb. **Mißhandlung.** Ein bei der Eutin-Lübecker Bahn angestellter Weichensteller wurde von drei hiesigen Arbeitern bei Ausübung seines Dienstes tätlich angegriffen und schwer mißhandelt. Die drei Arbeiter wurden zur Anzeige gebracht.

pb. **Verhaftet.** Festgenommen wurde ein Schneidergeselle aus Berlin, welcher seitens der Staatsanwaltschaft Neu-Ruppin wegen Sittlichkeitsverbrechens steckbrieflich verfolgt wird.

pb. **Unfug.** Ein hiesiger Gärtner wurde zur Anzeige gebracht, weil er vor Öffnung des Kirchhofes denselben betreten und von verschiedenen Gräbern Rosen sich angeeignet hatte.

pb. **Diebstahl.** Gestern morgen gegen 11½ Uhr wurde ein vor dem Hause Krähenstr. Nr. 26 stehendes Fahrrad gestohlen. Das Rad hat schwarzes Gestell, schwarze Felgen, nach oben gebogene Lenkstange. Die Polizeinummer ist 6395. Das Rad trägt die Marke „Herold".

Stadthallen-Theater. Aus der Theaterkanzlei schreibt man uns: Heute Donnerstag geht zum 5. Male das erfolgreiche Lustspiel „Fräulein Josette — meine Frau" in Szene, was gewiß vom Publikum freudig begrüßt werden wird. Freitag wird der urkomische Schwank „Ein toller Einfall" gegeben. Sonnabend wird im Stadthallen-Theater zum letzten Male die Operette „Girofle-Girofla" wiederholt, während im Hansatheater ein einmaliges Gastspiel des Schauspielpersonals mit „Charleys Tante" stattfindet.

Wilhelm-Theater. Man schreibt uns: Vielfachen Wünschen nachkommend wird Herr Hofschauspieler Wahlberg den „Othello" am Donnerstag wiederholen. Der geniale Künstler fand bei der ersten Aufführung so stürmischen Beifall des im Banne der gewaltigen Leistung stehenden Publikums, wie er hier wohl selten gehört und gewiß wird niemand, der diese hervorragende Darstellung nicht gesehen, sich diesen seltenen Kunstgenuß entgehen lassen. Da nur noch wenige Gastvorstellungen stattfinden ist eine weitere Wiederholung ausgeschlossen. Freitag wird „Klein Dorrit" zum 2. Male gegeben.

Hamburg. Klassenstaat — Klassenschule. In der Hamburger Lehrerschaft macht sich seit Jahren eine starke Strömung bemerkbar, welche eifrig die Errichtung einer Einheitsschule propagiert; in vielen Fach- und sonstigen Versammlungen wie auf den Lehrertagen sind diesbezügliche Thesen mit durchschlagenden Gründen erörtert worden. Diesem Eintreten für eine vernunftgemäße Organisation des Schulwesens ist es vornehmlich zu danken, daß die Hamburger Bürgerschaft in ihrer Sitzung vom 23. April d. J. — allerdings mit knapper Mehrheit — den Beschluß faßte, von der Angliederung von Vorschulen an die zu errichtenden höheren Mädchenschulen Abstand zu nehmen. Der Senat der „Republik" Hamburg scheint über diesen Beschluß ganz entsetzt gewesen zu sein. Denn er hat eine Äußerung der Oberschulbehörde eingezogen, deren Gutachten lautet, daß aus pädagogischen und schultechnischen Gründen auf die Unterstufe der höheren Mädchenschulen nicht verzichtet werden könne. Der Senat ist dieser Ansicht beigetreten und vermag dem Bürgerschaftsbeschluß seine Mitgenehmigung nicht zu erteilen. — Es wäre ja auch schrecklich, wenn eine Senatoren- oder sonstige Patriziertochter in den ersten drei Schuljahren mit einer Handwerker- oder Proletariertochter auf derselben Schulbank sitzen müßte, um in die Elementarfächer eingeführt zu werden. Im Klassenstaate darf eben die Klassenscheidung nicht aufgehoben werden.

Oldesloe. Der Sozialdemokratische Verein von Oldesloe hielt am 29. Juni seine monatliche Mitgliederversammlung ab. Genosse Sobota aus Hamburg sprach über den ökonomischen Teil unseres Programms und erledigte diese Aufgabe in glänzender und verständiger Weise. Bei der Wahl eines Delegierten zum internationalen Kongreß entfielen 34 Stimmen auf den Genossen Heinrich und eine Stimme auf Grünhof. Zu der Generalversammlung in Lauenburg am 11. August wurden die Genossen Schwarz und Lütgenhälter als Delegierte gewählt. Genosse O. Lübkert wurde als Berichterstatter für die Zeitungen gewählt. Sodann wurden noch verschiedene Mißstände in der Kolportage zur Sprache gebracht und der Preßkommission überwiesen. Ferner wurde das Verhalten unserer Genossen, die im Vorstande der Ortskrankenkasse sind, gerügt. Aufgenommen wurden acht neue Mitglieder.

Ploen. Ein frommer Kreditverein. In einem Inserat der „Lütjenb. Ztg." ist zu lesen: „Ploener Kreditverein, eingetr. Genossenschaft mit unbeschr. Haftpflicht, Bankgeschäft, Vorschuß, Diskont und Kontokorrent-Kredit, Annahme von Spareinlagen, Scheck- und Giroverkehr. Aufnahme als Mitglied täglich im Kassenlokal. Anschließend Beichte und hl. Abendmahl." Mutmaßlich handelt es sich hier um ein „Verbrechen" des Metteurs, der eigenmächtig Beichte und Abendmahl aus der Kirche in das Kassenlokal des Ploener Kreditvereins verlegt hat.

Idstedt. Ein Bomben-Fund ist in diesen Tagen auf dem hiesigen Moor gemacht worden, aber kein anarchistischer. Der Landmann H. Hansen fand beim Torfmachen eine große, noch geschlossene Bombe, die wahrscheinlich am 25. Juli 1850, dem Tage der Schlacht bei Idstedt, in den weichen Moorboden eingeschlagen und nicht explodiert ist. Sie ist nicht verrostet, sondern trägt noch ganz deutliche Zahlen. Vielleicht wird sie auch noch ihren Platz in der Idstedter Waffenkammer finden.

Cuxhaven. Schwer verbrannt. Als die Frau des Maschinisten Winterscheidt in der Friedrichstraße 7 in der Küche Petroleum in das offene Herdfeuer nachgoß, fingen die Kleider der Unglücklichen Feuer. Die lichterloh in Flammen stehende Frau stürzte ins Freie, wo es zwar herbeieilenden Personen gelang, die Flammen zu dämpfen, doch hat die Unglückliche am ganzen Körper sehr schwere Brandwunden davongetragen.

Kiel. Die aussperrungswütigen Metallindustriellen. Die Scharfmacherpresse berichtet: Der Arbeitgeberverband der Eisen- und Metallindustrie hat sich Montag abend eingehend mit dem Streik der Nieter auf der Germaniawerft, sowie der darauf vollzogenen Aussperrung beschäftigt und beschlossen, daß in den nächsten Tagen in allen dem Verbande angeschlossenen Betrieben, einschließlich der Werften, 60 Proz. der Arbeiter entlassen werden sollen. Von den Werften kommen Howaldtswerke, Stocks u. Kolbe und Jacobsen u. Fröhlich in Betracht, von den übrigen Betrieben unter anderen Daevel, Bohn u. Kähler, Rud. Prey, Herm. Hintz, W. Poppe, Hecht, Neufeldt u. Kuhnke und Gebr. Ihms. Im ganzen handelt es sich um die Aussperrung weiterer 2000 Arbeiter. Wenn der Streik andauert, werden nach abermals acht Tagen alle dem Verein der deutschen Seeschiffswerften angeschlossenen Betriebe ebenfalls 60 Proz. der Arbeiter entlassen. — Die terroristischen Kapitalisten wollen also ihrem Aussperrungs-Sadismus die Zügel schießen lassen. Und diese vom kapitalistischen Machtkoller besessenen Terroristen können nicht laut genug über den Terrorismus der Arbeiter zetern.

Schwerin. Russische Beamtenuntreue in Mecklenburg. Die ganze Montags-Sitzung im Sachsenberg-Prozeß wurde durch das Plaidoyer des Verteidigers Justizrat Sello-Berlin, der für den Angeklagten Hofschlachtermeister Wilck sprach, ausgefüllt. Er suchte vor allem die Angaben des Schultz als unglaubwürdig hinzustellen, von dem der Angeklagte Wilck nicht gewußt habe, daß er Bestechungseigenschaft gehabt habe. Infolgedessen sei der Anklagepunkt der Beamtenbestechung hinfällig. Außerdem nahm er den Angeklagten Wilck öffentlich dagegen in Schutz, daß er etwa schlechte Ware geliefert oder unsaubere Sachen in die Wurst hinein gemacht hätte. Die Anklage habe in dieser Beziehung nichts beweisen können. Daß Wilck die Anstalt durch ein Komplott mit Schultze betrogen habe, sei eine der vielen Legenden, an denen dieser Prozeß so reich sei. Der Angeklagte Wilck habe vielmehr häufig viel bessere Ware geliefert, als er zu liefern verpflichtet war, und daher habe er sich bisweilen auch für berechtigt gehalten, höhere Preise in die Rechnungen einzusetzen. Der Staatsanwalt beantragte gegen den Betriebsinspektor Schultze vier Jahre Zuchthaus, wovon ein Jahr als verbüßt gelten soll, und drei Jahre Ehrverlust. Die Bestechungsgelder in Höhe von rund 36 000 Mark verfallen der Staatskasse. Gegen den Kaufmann Will wegen Bestechung und Betrugs ein Jahr sechs Monate Gefängnis und 1000 Mk. Geldstrafe. Gegen den Hofschlachter Wilck wegen Bestechung und Betrugs zwei Jahre sechs Monate Gefängnis und drei Jahre Ehrverlust. Fünf Monate Gefängnis gelten als verbüßt. Außerdem 1000 Mk. Geldstrafe. Gegen die Schreiber Brüdigam und Hinzpeter sechs Monate Gefängnis, die als verbüßt gelten. Gegen den Buchhalter Müller sechs Monate Gefängnis, die ebenfalls als verbüßt gelten. Gegen die Kaufmannswitwe Scharfenberg wegen Bestechung und Betrugs neun Monate Gefängnis und 500 Mk. Geldstrafe. (Die Frau fällt bei dem Antrage des Staatsanwalts in Ohnmacht. Die Sitzung mußte längere Zeit unterbrochen werden.) Der Gutspächter Baack ist von der Anklage des Betrugs freizusprechen, soll aber wegen Bestechung drei Monate Gefängnis erhalten, die als verbüßt gelten, außerdem 500 Mk. Geldstrafe. Gegen den Seifenfabrikanten Behrwald beantragt schließlich der Staatsanwalt 300 Mk. Geldstrafe.

Lüneburg. Einen Mord- und Selbstmordversuch verübte der Arbeiter Kanter hierselbst. Er drang in die Wohnung seiner von ihm getrennt lebenden Frau ein und forderte sie auf, wieder mit ihm zusammen zu leben. Als die Frau das Ansinnen ablehnte, schoß er mit einem Revolver auf sie und verletzte sie schwer am Kinn; dann schoß er sich eine Kugel in den Mund. Beide Verletzte wurden in das Krankenhaus gebracht. Der Mann ist lebensgefährlich verletzt.

Aus dem Gerichtssaal.

Mangelnde Fürsorge für Waisenkinder. Ein Beleidigungsprozeß, der am Mittwoch vor dem Schöffengericht in Wolfenbüttel verhandelt wurde, warf ein eigenartiges Licht auf die Zustände im Wolfenbütteler Waisenhause. Der Handlungsgehilfe Rudolf Pinkepank hatte gegen die Verwalter des Waisenhauses, Herrn und Frau Kehrbach geäußert, er wolle seine Schwester, die im Waisenhause erzogen wurde, nicht verhungern und verdrecken lassen. Denn 3 Wochen lang habe sie keine reinen Strümpfe und Schürzen bekommen. Dabei hat er das Kind aus dem Waisenhaus fortgeholt. Im Termin wurde festgestellt, daß die 12 dort untergebrachten Kinder sich morgens beim Waschen und Kämmen vollständig allein überlassen sind, daß sie sich beim Kämmen gegenseitig haben helfen müssen, daß die kleine Pinkepank 3 Wochen lang keine reinen Strümpfe bekommen hat; daß die Kinder öfter mit Arbeiten zu stark betraut worden sind, so daß sie bis spät abends an ihren Schularbeiten zu tun hatten (die Knaben werden z. B. zum Reinigen der Schweineställe verwendet), daß es Kaffee oder Milch für die Kinder nachmittags überhaupt nicht gibt. Zwei Kinder, Frieda Ritter und Emma Pinkepank klagen als Zeuginnen, daß sie manchmal nicht genug zu essen bekommen haben. Frau Pinkepank und Frau Wessel haben sich bemüht, ihren Kindern Lebensmittel zuzustecken. Frau Wessel jeden Morgen, weil sie der Meinung war, daß das den Kindern im Waisenhause gelieferte Frühstück zu klein sei. Tischlermeister Karich hat beobachtet, daß die kleine Emma Pinkepank mit schmutzigem Halse zu ihm gekommen ist, was früher bei ihrer Mutter niemals vorgekommen sei. Herr wie Frau Kehrbach erklären, von alledem nichts zu wissen. Wenn die kleine Pinkepank drei Wochen lang keine reinen Strümpfe bekommen habe, so sei sie selbst schuld daran. Zu Essen erhielten die Kinder genug. Für die Schularbeiten sei die Zeit von 5½ bis 7 Uhr festgesetzt. Sie beide seien auch so stark mit Arbeiten belastet, daß sie nicht alles so genau übersehen könnten. Herr Superintendent Steyerthal als beaufsichtigender Inspektor des Waisenhauses hat das Essen für gut befunden. Zugegeben sei jedoch, daß das Waisenhaus keine Musteranstalt sei. Das Gericht verurteilte zwar Herrn Pinkepank zu 6 Mk. Geldstrafe eventuell zu 2 Tagen Haft, allein die Begründung des Urteils dürfte sich der Staat nicht hinter den Spiegel stecken. Sie lautete dahin, daß die Zustände im Waisenhause nicht so seien, wie man sie bei einer staatlichen Anstalt vorauszusetzen berechtigt sei. Die Schuld tragen aber nicht die Kehrbachschen Eheleute, sondern die Einrichtung des Waisenhauses.

Zum Tode verurteilt. Das Schwurgericht in Mannheim verurteilte den Hausdiener August Ronellenfitsch wegen Ermordung seiner Frau und seiner zwei Kinder zum Tode.

Wie Dienstboten behandelt werden. Vor dem Schöffengericht in Magdeburg stand die ehemalige Dienstmagd des Amtsvorstehers Böckelmann in Klein-Ottersleben unter der Anklage, widerrechtlich aus dem Dienst entlaufen zu sein. Hierauf wurde folgender Tatbestand festgestellt: Die Angeklagte, ein Mädchen anfangs der zwanziger Jahre, diente seit April 1905 im Hause des Amtsvorstehers. Die Frau Amtsvorsteher war mit dem Mädchen sehr zufrieden, empörte sich aber ungeheuer, als es ihr im Frühling 1907 gestand, es müsse heiraten, weil es sich Mutter fühlte und könne deshalb nicht mehr lange im Dienst bleiben. Das Mädchen sagte aus, die Frau Amtsvorsteher habe sie ihres Zustandes wegen fortgesetzt „Sau" und Ähnliches geschimpft, deshalb, und weil ihr die Arbeit sehr schwer wurde, sei sie zehn Tage vor Ablauf der Dienstzeit nach Hause gegangen und der Amtsvorsteher habe sich für die Zeit eine Tagelöhnersfrau zur Aushilfe nehmen müssen. Der Herr Amtsvorsteher gab nur zu, seine Frau habe dem Mädchen eine „gehörige Standpauke" gehalten, weil es sich so arg „weggeschmissen" hätte. Die scharfe Ausdrucksweise des Zeugen veranlaßte den Vorsitzenden, dem Zeugen zu Gemüte zu führen, daß es doch kein Staatsverbrechen sei, wenn ein Mädchen in derartige Verhältnisse komme. Das Gericht erkannte auf 3 Mk. Geldstrafe gegen die Angeklagte wegen Entlaufens aus dem Dienst. Die Strafe wurde so gering bemessen, weil der Gerichtshof die Sache „milde" ansah.

Haus- und Gartenwirtschaft.

Allerhand Flecken. Vielleicht wird kein Gebiet fortgesetzt mit so vielen wirklich oder angeblich neuen Erfindungen bereichert als das der Fleckenreinigungsmittel. Man sollte eigentlich denken, daß bei dem heutigen hohen Stand der Chemie die Aufgabe, für jeden Flecken ein gutes und billiges Reinigungsmittel zu schaffen, längst gelöst sein müßte. Die Schwierigkeit aber besteht darin, daß man nach einem Mittel verlangt, das möglichst für alle Flecken gleichzeitig zu gebrauchen ist, und dieser Wunsch ist schwer oder wahrscheinlich überhaupt nicht erfüllbar. Wer sicher gehen will, wird daher gut daran tun, sich ein kleines Verzeichnis von Rezepten anzulegen, das für alle vorkommenden Fälle Auskunft gibt. Die Flecken auf Kleidern sind in zwei große Gruppen unterscheidbar, je nachdem sie von mineralischen oder von Pflanzenstoffen herrühren. Zu der ersten Gruppe gehören z. B. Tinten- und Rostflecke, zu der zweiten Tee-, Kaffee-, Obst-, Weinflecken und viele andere. Eine mittlere Stellung nehmen Flecken von Fett, Ölfarbe und ähnlichem ein. Mineralische Flecke sind durch eine Säure herauszubringen, in frischem Zustand schon durch Buttermilch oder Essig, in veraltetem Zustand durch Oxal- oder Salzsäure. Gegen Flecken pflanzlichen Ursprungs helfen alkalische Stoffe. Jeder guten Hausfrau ist z. B. bekannt, daß man einen Rotweinfleck auf einem frischen Tischtuch möglichst schnell mit Salz bestreuen soll. Nachträgliche Wäsche mit Borax und Wasser vollenden dann das Reinigungswerk. Teeflecke sollten immer vor der Berührung des Stoffes mit Seifenwasser entfernt werden, und zwar entweder mit reinem kochendem Wasser oder wiederum mit einer Mischung von Borax. Gegen Fettflecke hilft ein wiederum recht bekanntes Mittel, das in einem Löschpapier und einem heißen Eisen besteht, aber nur wirkt, wenn der Flecken noch nicht veraltet ist. Außerdem empfehlen sich Ammoniak, Benzin und Paraffin. Für feine Wollsachen, die besonders empfindlich in Gewebe und Farbe sind, wird folgendes Rezept angeraten. Man nimmt etwas reinen Alkohol und etwas weiches altes Leinen, hält ein Stück Leinen hinter den Fleck und trägt den Alkohol auf diesen mit einem anderen Leinenstück auf. Nach Befeuchtung muß das Leinen gewechselt und mit dieser Behandlung fortgefahren werden, bis nichts mehr von dem Flecken zu sehen ist. Nachdem der Alkohol verdunstet ist, kann der Stoff noch auf der linken Seite gerieben werden. Grasflecken weichen gleichfalls dem Alkohol sowie dem Cremor tartari (Weinstein). Für Flecken auf Porzellan ist feuchtes Salz zu benutzen, für Flecken auf Silber eine Waschung in Ammoniak oder Boraxwasser oder auch einfach in Buttermilch. Flecken in weißen Strohhüten werden mit einer Mischung von Zitronensaft und Schwefel behandelt. Bei einem größeren Unglücksfall mit Tinte, wenn z. B. ein großes Tintenfaß über eine Tischdecke ausgegossen worden ist, muß die Flüssigkeit zunächst so gründlich wie möglich mit Löschpapier aufgenommen und dann der Fleck mit Milch und später mit Ammoniak und Wasser gewaschen werden. Schwarz gewordener Marmor wird mit einer Mischung von Chlorkalk und Wasser gebürstet oder auch mit einer solchen aus zwei Teilen Soda, einem Teil Bimssteinpulver und einem Teil Kalkpulver mit Zusatz von Wasser, wobei noch mit Seifenwasser nachgewaschen werden soll. Flecken auf polierten Tischen und Teebrettern, die durch heiße Teller verursacht sind, weichen einer Behandlung mit einer dünnen Mischung von Salatöl und Salz. Für Flecken auf Mahagoniholz eignet sich besonders eine Mischung von einem Teil Salmiakspiritus und einem Teil eines zitronensauren Salzes. Um Flecken aus einer Vergoldung herauszubekommen, nimmt man so viel Schwefelblüte, um einer kleinen Menge weichen Wassers eine recht goldene Färbung zu verleihen, und in diesem Wasser werden dann drei zerstoßene Zwiebeln gekocht. Diese Flüssigkeit wird auf die Vergoldung mit einer weichen Bürste aufgetragen.

Literarisches.

Die **„Sozialistischen Monatshefte"**, herausgegeben von J. Bloch, (Administration: Berlin W., Potsdamerstraße 121 h), haben soeben das Juliheft ihres XIII. Jahrgangs erscheinen lassen. Aus seinem Inhalt heben wir hervor: Karl Leuthner: Die siegreiche Sozialdemokratie in Österreich. — Wilhelm Schröder: Vereinsgesetz und positive Tätigkeit. — Eduard Bernstein; Von Marx-Engels und ihrem Kreise. — Etienne Buisson: Die beiden Tendenzen in der französischen Gewerkschaftsbewegung. — Hans Fehlinger: Die amerikanischen Gewerkschaften und die Politik. — Rudolf Krause: Zwei äußerlich konvergierende Standesreformbestrebungen. — Conrad Miß: Seemannskrankheiten. — Wirtschaft von Richard Calwer. — Politik von Max Schippel. — Sozialpolitik von Paul Kampfmeyer. — Soziale Kommunalpolitik von Dr. Hugo Lindemann. — Sozialistische Bewegung von Josef Blech. — Gewerkschaftsbewegung von Ernst Deinhardt. — Genossenschaftsbewegung von Gertrud David. — Frauenbewegung von Henriette Fürth. — Bildende Kunst von Rudolf Klein. — Dichtkunst von Max Hochdorf. — Buchbesprechung von Lisbeth Stern. — Der Preis des Heftes beträgt 50 Pf., viertelj. 1,50 Mk. Zu beziehen durch jede Postanstalt, ferner direkt durch den Verlag der „Sozialistischen Monatshefte", Potsdamerstr. 121h Berlin W.35. (Zusendung unter Kreuzband oder in geschlossenem Kuvert.) Probehefte stehen auf Verlangen jederzeit kostenfrei zur Verfügung.

„Blut und Eisen." Von dem als dritter Teil der „Kulturbilder" im Verlag der Buchhandlung Vorwärts, Berlin, erscheinenden Werk über Krieg und Kriegertum in alter und neuer Zeit: „Blut und Eisen" von Hugo Schulz liegen jetzt die Hefte 37—39 vor. Nachdem in den vorhergehenden Heften der 30jährige Krieg in sehr eingehender und erläuternder Weise besprochen wurde, behandelt der Verfasser in diesen Heften „Das Kriegswesen zur See bis ins 17. Jahrhundert." Seeräuberei und Handelsschiffahrt — Seekriege zwischen Genua und Venedig — Einführung des Kompasses — Die Wickingerfahrten — Die Kämpfe um Lübeck — Englisches Seeräuberwesen — Die spanischen Seekriege — Krieg zwischen Holland und England, das sind die Stichworte, unter denen uns in sachgemäßer und leicht verständlicher Weise dieses Kapitel vorgeführt wird. Illustrationen und Zeichnungen aus der damaligen Zeit tragen zum Verständnis des Textes bei. Das Werk „Blut und Eisen" erscheint in 50 Lieferungen à 20 Pfg. = 24 Heller = 30 Centimes. Dasselbe kann noch jetzt von Nr. 1 an bezogen werden. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Kolporteure entgegen.

Aus der guten alten Zeit, und den Anschauungen der Arbeiter über die Lösung der sozialen Frage, weiß uns Eduard Bernstein einige köstliche Beispiele zu erzählen in seinem soeben im Erscheinen begriffenen Werke: „Die Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung". Aus einer Versammlung an der „einsamen Pappel" im Jahre 1848, in der Arbeiter aller Berufe und Kategorien ihre Forderungen aufstellten, gibt er einige Reden wieder, von denen wir einige der markantesten wiedergeben: Zachariä, Schreiber: Nicht für sich, sondern für die Tagelöhner trete er auf. Der Staat habe den Arbeitern Wunden geschlagen, er müsse sie heilen. Er solle billige Wohnungen geben. Ebenso solle er Mehl im großen zum Wiederverkauf im kleinen anschaffen. Die Tagelöhner möchten sich zu einem Proletarierbunde vereinigen. (Es entsteht ein Lärm, die Versammlung bestimmt den Redner, das Wort „Proletarier" zurückzunehmen.) Jeder Bürger, der täglich weniger als einen halben Taler verdiene, gehört dem Bunde an; der Staat gibt den Gliedern dieses Bundes Wohnung für geringen Mietszins (der Redner braucht wieder das Wort „Proletarier", welches ihm starke Mißbilligung zuzieht.) Die Mitglieder des Bundes bleiben von jeder direkten oder indirekten Steuer frei. Bergemann, Arbeiter: Ich bin Familienvater von 5 Kindern und mich trifft die Not namentlich deshalb, weil die Droschken alle Pakete in der Stadt von und nach den Eisenbahnen fahren. Wenn ihnen dies verboten würde und wenn festgesetzt würde: daß sie nur Pakete von einer bestimmten Schwere fahren dürfen, würden viele Leute Brot bekommen. Ernst Helm, Arbeitsmann: Drei Taler geht für Unverheiratete, aber nicht für den Familienvater. Überall finden wir auf dem Bau Professionisten. Das dürfte nicht sein! Es muß verboten werden, daß diese als Arbeiter gehen. Bethge, Kutscher: Verliest im Namen aller Dienstboten eine Eingabe, in der besonders eine Beschwerde über die Verwendung der Soldaten zum Ziehen, Tragen, überhaupt zum Privatdienste variiert ist und bittet seine Beschwerde sogleich dem Könige vorzutragen. Hermes, Mustermaler: Im Namen meiner Kollegen beschwere ich mich, daß die Verleger zu viel im Zuchthause anfertigen lassen. Ferner tut uns die Schablonenarbeit großen Schaden. Franke z. B. läßt durch Schablonen viel verfertigen und ist dadurch imstande, sechsmal billiger Ware zu liefern als wir. Ich trage auf Abschaffung der Schablonen an. Biesel, Seidenwirker: Wir gehören zu den gedrücktesten Arbeitern und tragen darauf an, daß die Zuchthausarbeiten aufhören mögen. Ferner sollen die Arbeiter keine Mädchen und nicht mehr als drei Lehrlinge beschäftigen, auch nicht mehr Stühle, als der innere Raum ihrer Wohnung es gestattet, im Gange halten. Steinhof, Posamentier, stellt folgende Anträge: 1. Alle Mädchen auf Posamentierstühlen müssen aufhören zu arbeiten. 2. Die Maschinen, die Menschenhände unnötig machen, müssen beschränkt werden. Wenn man mir auch einwendet, was sollen die Mädchen zu Hause anfangen, so sage ich: durch die Erhöhung des Lohnes werden ihre Väter in den Stand gesetzt, sie zu ernähren. Das Bernsteinsche Werk erscheint in drei Teilen. Der erste Teil: Vom Jahre 1848 bis zum Sozialistengesetz liegt komplett vor und kostet broschiert 5 Mk., in Leinenband 6.50 Mk., in Halbfranzband 7.50 Mk. Auch kann derselbe in 17 Lieferungen à 30 Pfg. bezogen werden. Bestellungen nehmen entgegen alle Buchhandlungen und Kolporteure.

Handels- und Marktnachrichten.

Sternschanz-Viehmarkt

2. Juli.

Der Schweinehandel verlief sehr rege.

Zugeführt wurden 3600 Stück, davon vom Norden — Stück, vom Süden — Stück. Preis: Versandschweine schwere 55—55½ Mk., leichte 56—56½ Mk. Sauen 47—52 Mk. und Ferkel 52—55 Mk. pro 100 Pfund.

Verantwortlich für die Rubrik Lübeck und Nachbargebiete und die mit P. L. gezeichneten Artikel Paul Löwigt; für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co. Sämtlich in Lübeck.

Komitee- u. Kommissions-Sitzungen

A. B. Sch.

Donnerstag 8½ Uhr: Vorstandssitzung im Vereinshaus.

H. T. V.

Vorstandssitzung Donnerstag 9 Uhr.

Danksagung.

Für bewiesene herzliche Teilnahme und zahlreichen Kranzspenden bei der Beerdigung unseres lieben Verstorbenen,

Franz Zahmel,

sagen hiermit allen Beteiligten, sowie Herrn Hauptpastor Lindenberg für die trostreichen Worte innigen Dank.

Lübeck, Juli 1907.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Zu vermieten zum 1. Oktober **die zweite Etage,** 3 Zimmer und Zubehör

Kahlhorststraße 3.

— Moisling. —

Eine freundliche Oberwohnung zum 1. Oktober zu vermieten.

Paul Bringe, Bäckerei.

Per sofort oder 1. Oktober **ein Laden mit Wohnung vor dem Burgtor, ein Laden mit Wohnung in der Stadt.**

Näheres bei

Schlomer, Breitestraße 54.

Gesucht geräumige **Dreizimmerwohnung** in der Nähe der Schwartauer Allee.

Ang. mit Preisang. u. **W A** an die Exp.

Gesucht zu sofort **eine Zwei- bis Dreizimmerwohnung** vorm Holstentor im Preise von 180 bis 220 Mk.

Ang. u. **H W A** an die Exped. d. Bl.

Tüchtiger Schuhmachergeselle

sofort gesucht.

Heinr. Herbold, Gewerbesstraße 52.

Schuhmacher gesucht.

Karl Obst, Brink 11 b.

Schuhmachergesellen

per sofort gesucht.

C. Schulz, Chasotstraße 16.

Ein erfahrener

Klempner

auf Klingelleitung und Telephonanlage findet dauernde Beschäftigung.

W. Klüßendorf, Hüxstraße 116.

Sehr gut gehendes Geschäft, Baar-Verdienst die Woche 60—100 Mk., passend für Schneider. Käufer mit 3000 Mk. wollen Adresse einsenden.

Ang. u. **A 24** an die Exped. d. Bl.

Sofort **ein Haus,** 4 Zimmer, Keller, neuer Stall, Einfahrt und Obstgarten, 160 Mk. oder mit kleiner Anzahlung zu verkaufen.

August Schümann, Moisling.

Kleine 1—3 Wochen alte Küken, 40—70 Pf.

Karge, Reiferstraße 31a.

Feinste kanarische **Kartoffeln,**

delikate große **Matjes-Heringe,**

sehr fett, Stück nur 10 Pfennige,

delikaten Sommerfang-**Hering**

in Gebinden und stückweise empfiehlt billigst

T. Buhrmann, Holstenstraße 23.

Rote Lubeca-Marken.

Preußische Lose

Ziehung 1. Klasse 9. und 10. Juli

1/10	1/8	1/4	1/2	1/1
Mk. 4.—	Mk. 5.—	Mk. 10.—	Mk. 20.—	Mk. 40.—

sind bei mir zu haben.

Lübeck, **Johannisstraße 10.** Telephon 58.

Falck, Königl. Lotterie-Einnehmer.

Einladung zum Gewerkschafts-Fest

für Schwartau, Rensefeld und Umgegend

am Sonntag, den 7. Juli 1907.

Programm:

1½ Uhr: Abholen der auswärtigen Gäste.

2 Uhr: Abmarsch vom „Hotel Kronprinz" mit zwei Musik-Kapellen, Fahnen, Bannern usw.

Nach Ankunft auf dem Festplatze (Riesebusch): Vorträge der Arbeiter-Gesangvereine.

Festrede.

Konzert, Preisschießen für Herren u. Damen, sowie Kinderbelustigungen.

Preis der Karte **30** Pfg., wofür 1 Laterne mit 2 Lichten.

Die Genossen aus **Seeretz und Umgegend** marschieren präzise 12¾ Uhr von **Frähmkes** Gasthof ab.

Das Gewerkschaftskartell.

Carl Folkers

Möbel-Magazin

25 Marlesgrube 25.

Vollständige Wohnungseinrichtungen.

Selbstgefertigte Arbeiten.

Größte Auswahl.

Billigste Preise.

Weitgehendste Garantie.

Zimmer-Einrichtungen stets vorrätig.

Lieferung frei Haus auf eigenem Möbelwagen.

Bei Barzahlung Rabatt.

Teilzahlung gestattet.

Gebe rote Lubeca-Marken.

---

5 Pfg. zahle für **Hausstandslumpen,** sowie für **Eisen** u. **Metalle** die **höchsten Preise.** Postkarte genügt.

Karl Kleinfeld, Waisenhofstraße 25.

Empfehlungs-Karten

liefert prompt und sauber

Die Druckerei des Lüb. Volksboten,

Johannisstraße 46.

Allen voran

in Preiswürdigkeit und Haltbarkeit sind die **Arbeitsgarderoben** aus **Lübecks** ältestem **Spezialgeschäft** von

Louis Levy Klingenberg 5 ::: Ecke Marlesgrube

gestr. Lederhosen	2.10	3.50	4.50 b.	7.50
braune „	2.20	3.50	4.50 „	10
blaue Pilothosen	1.95	2.50	3.50 „	6.50
Maurerhosen	2.50	3.75	4.50 „	8.50
Manchesterhosen	3.50	4.50	5.75 „	10
Zwirnhosen	1.50	2.20	3.— „	4.50

Spezialität: Hamburger Schnitthosen f. Maurer, Schlosser, Zimmrer

Sämtliche **Bauchweiten in Hosen** vorrätig! — Blaueinen Hosen und Jacken 1.10 bis 2.50 Mk. Blau und weiß gestreifte Kajen und lein. Hemden, Maler-Jacken und -Hosen von 1.90 Mk. an. Maler-Kittel von 2.30 Mk. an.

Rote Rabattmarken!

Versammlung

der weiblichen Mitglieder des Sozialdemokratischen Vereins am Donnerstag, den 4. Juli 1907

abends 8½ Uhr

im Vereinshaus, Johannisstrasse 46-52.

Tages-Ordnung:

Säuglingssterblichkeit und Säuglingsfürsorge.

Referent: Herr **Dr. Schlomer.**

Um recht zahlreiches Erscheinen bittet

Die Vertrauensperson.

Zentralverband der Zimmerer

u. verw. Berufsgen. Deutschlands.

(Zahlstelle Lübeck.)

Mitglieder-Versammlung

am Donnerstag, 4. Juli,

abends 8½ Uhr

im Vereinshaus, Johannisstrasse 50-52.

Tages-Ordnung:

1. Abrechnung vom Sommervergnügen.
2. Innere Verbandsangelegenheiten.
3. Verschiedenes.

Um zahlreiches Erscheinen ersucht

Der Vorstand

Sparklub Tiergarten.

Versammlung

am Donnerstag, den 4. Juli, abends 9 Uhr.

Arbeiter-Radfahrer-Verein LÜBECK.

General-Versammlung

am Donnerstag, 4. Juli,

abends 8½ Uhr

im Vereinshaus, Johannisstraße 46—52.

Tages-Ordnung:

Aufnahme. Abrechnung vom 2. Quartal. Wahl eines Boten. Verschiedenes.

Der Vorstand.

Wilhelm-Theater.

Donnerstag: 44. Abonnements-Vorstellung. Gastspiel Hofschauspieler H. Wahlberg. Einmalige Wiederholung.

Othello,

der Mohr von Venedig.

Othello — — — Hans Wahlberg.
Desdemona — — Ella Hartmann.

Anfang präzise 8 Uhr.

Freitag: **Klein Dorrit.**

Hansa-Theater.

Sonnabend, 6. Juli. Einmal. Gastspiel.

Charleys Tante.

Schwank in 3 Akten von Br. Thomas.

Sommerpreise.

Billets ab heute bei **Sager,** Kohlmarkt.

Stadthallen-Theater.

Direktion: **Ludwig Piorkowski.**

18. Abonnements-Vorstellung.

Donnerstag, 4. Juli, Anfang 8 Uhr:

Zum 5. Male: **Großer Erfolg.**

Fräulein Josette — meine Frau!

Lustspiel in 4 Akt. v. Gavault u. Charvey

Freitag: Ein toller Einfall.

Sonnab.: Z. letzt. Male: Girofle-Girofla.

Billetvorverkauf bei Kaibel u. Borchert Breitestraße und an der Theaterkasse.

Jedes Heft ist reich illustriert!

Blut und Eisen

Krieg und Kriegertum in alter und neuer Zeit von **Hugo Schulz.**

Unter diesem Titel erscheint ein neuer Band der von der Buchhandlung Vorwärts herausgegebenen **„Kulturbilder".** In zusammenhängenden historischen Streifzügen zeigt der Verfasser, welche Rolle der Krieg im Leben der Kulturmenschheit gespielt hat, welche Greuel er gestiftet, welche Verwüstungen er angerichtet, aber auch, welche Kräfte er geweckt und in welcher Weise er auf die innere Entwickelung der Völker zurückgewirkt hat. Aus der Kriegsgeschichte wird sich die Militärgeschichte erschließen, und allenthalben wird der Leser sehen, wie sehr auch die Formen des Kriegführens durchaus abhängig sind von den wirtschaftlichen Grundlagen des Lebens ihrer Zeit. Der Verfasser zeigt, wie auch in der Wehrverfassung die sieghafte Stärke des demokratischen Prinzips sich Bahn gebrochen hat. **Porträts, Schlachtenbilder, belagerte Städte, Darstellungen von Kriegsgreueln, Soldatentypen, Spottbilder** und **Waffengattungen** sollen die lehrreichen Darlegungen veranschaulichen und beleben.

Das Werk erscheint in 50 Lieferungen à 20 Pfg. — Wöchentlich wird ein Heft ausgegeben.

Zu beziehen durch die **Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co., Johannisstraße 46,**

sowie deren Kolporteure und Austräger.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 152. Mittwoch, den 3. Juli 1907. 14. Jahrg.

Die deutschen Arbeitersekretariate im Jahre 1906.

Während die organisierte Arbeiterschaft in dem von Jahr zu Jahr sich intensiver gestaltenden Kampfe mit dem Unternehmertum Millionenopfer zu bringen genötigt ist; während die Klassenstaatspolizei im Dienste des Unternehmertums mit kleinlichen Schikanen dem Wirken der gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter versucht Einhalt zu tun, und die Mineure an der Koalitionsfreiheit im Schweiße ihres Angesichts sich abmühen, die Fundamente der gewerkschaftlichen Organisationen zu untergraben, vollzieht sich ganz geräuschlos und unbeirrt von dem allgemein inszenierten Kesseltreiben gegen die Gewerkschaften die Entwickelung der deutschen Arbeitersekretariate. Für diese fast ausschließlich von der organisierten Arbeiterschaft errichteten und unterhaltenen Institutionen wächst in der erfreulichsten Weise nicht nur das Interesse des Industrieproletariats, sondern sie finden auch volle Sympathie bis in bürgerliche Kreise hinein. Das gemeinnützige Wirken der Arbeitersekretariate ist so oft und bei den verschiedensten Gelegenheiten von Gewerbeaufsichtsbeamten, Gewerbegerichten, Behörden und Sozialpolitikern in aufrichtig lobender Weise erwähnt worden, daß wir mit voller Berechtigung von allgemeiner Wertschätzung der Arbeitersekretariate in diesen Kreisen sprechen können. Auch in den kommunalen und staatlichen Verwaltungskörperschaften ist das Wirken der Arbeitersekretariate wiederholt Gegenstand der Erörterung gewesen, indem die Vertreter der Arbeiter in den genannten Körperschaften auf die Gemeinnützigkeit dieser Institute hinwiesen und die Notwendigkeit staatlicher und kommunaler Subvention derselben nachzuweisen suchten. Bei aller Anerkennung ihrer Tätigkeit haben aber die Sekretariate bisher nur in verschwindend geringem Maße Unterstützung seitens der Kommunen resp. eines Staates gefunden. Solange eben die Arbeiterschaft ihre mit eigenen Mitteln unterhaltenen Institutionen dem Gemeinwohl dienstbar macht, wird dieser Gemeinsinn auch von unserem satten Bürgertum lobend anerkannt; wird aber von den Arbeitern verlangt, daß die Mittel zur Unterhaltung solcher, dem Gemeinwohl dienenden Institute auch von der Allgemeinheit getragen werden sollen, dann verwandeln sich die noch kurz vorher mit süßen Worten der Anerkennung gepriesenen Einrichtungen in den Augen bürgerlicher Volksvertreter in sozialdemokratische Unternehmungen, die im Interesse der Staatserhaltung natürlich nicht unterstützt und gefördert werden dürfen.

So wird denn auch in Zukunft die Erhaltung der Sekretariate Aufgabe der Organisationen der Arbeiter sein. Ein Bedürfnis für solche Institute ist natürlich in allen Orten vorhanden, in denen ein etwas reges gewerkschaftliches und politisches Leben pulsiert, aber die Mittel zur Unterhaltung derselben sind trotz aller Bescheidenheit und Opferwilligkeit der organisierten Arbeiterschaft nur da aufzubringen, wo die Organisationen bereits eine gewisse Stärke erreicht haben.

Von den Ende 1906 bestehenden 85 Arbeitersekretariaten und Rechtsschutzbureaus entfallen auf das Königreich Preußen 49, die sich in folgender Weise auf die Provinzen verteilen:

Provinzen Ost- und Westpreußen 00, Stadt Berlin 1, Provinz Brandenburg 6, Provinz Pommern 1, Provinz Posen 2, Provinz Schlesien 4, Provinz Sachsen 4, Provinz Schleswig-Holstein 1, Provinz Hannover 4, Provinz Westfalen 9, Provinz Hessen-Nassau 4, Provinz Rheinland 13.

Von den übrigen 36 Sekretariaten entfallen auf Bayern 8, Sachsen 6, Württemberg 1, Baden 4, Hessen 3, Mecklenburg-Schwerin 1, Sachsen-Weimar 1, Oldenburg 1, Braunschweig 1, Sachsen-Altenburg 1, Coburg-Gotha 2, Anhalt 1, Reuß j. L. 1, **Lübeck 1**, Bremen 2, Hamburg 1, Elsaß-Lothringen 1.

Von den 85 Arbeitersekretariaten und Rechtsschutzbureaus sind 83 an der Statistik beteiligt. Es fehlen Remscheid und Zwickau. Ende 1905 bestanden 67 Arbeitersekretariate, von denen eines, Charlottenburg, wieder einging.

An 70 Sekretariaten sind die Gewerkschaftskartelle finanziell beteiligt. Für 30 derselben werden besondere Beiträge nicht erhoben, sondern es werden die Ausgaben aus der Kasse des Kartells bezahlt. 40 Kartelle erheben besondere Sekretariatsbeiträge. Der Jahresbeitrag beträgt in

Sekretariaten	11	6	7	1	9	1	1	3	1
Pfennige . .	120,	104,	80,	70,	70,	52,	42,	40,	28

Zur Unterhaltung trugen außerdem bei in 29 Orten die Parteiorganisation, in 13 Orten die Redaktion des Parteiorgans oder sonstige Arbeiterunternehmungen. Die Sekretariate in Kattowitz und St. Johann werden ausschließlich von der Generalkommission unterhalten. Das Sekretariat in Bant erhält Zuschuß von drei Kommunen, das Sekretariat Coburg ist keine gewerkschaftliche Einrichtung, sondern wird gemeinsam von Stadt und Staat Coburg unterhalten. Einen Staatszuschuß erhält auch das Sekretariat Gotha, und zwar jährlich im Betrage von 2000 Mk.

Die Gesamtzahl der Auskunftsuchenden im Jahre 1906 betrug 365 132, davon 293 094 männliche und 52 206 weibliche Arbeitnehmer oder deren Angehörige, 15341 selbständige Gewerbetreibende und sonstige Personen und 2267 Behörden, Vereine und Korporationen. Das Elberfelder Sekretariat hat 2224 Auskunftsuchende angegeben, jedoch ohne nähere Angabe bezüglich Stand und Geschlecht. Von den auskunftsuchenden Personen waren 228 105, gleich 63 Proz., gewerkschaftlich organisiert. Die Zugehörigkeit zu den politischen Organisationen wird nicht in allen Sekretariaten registriert. Angaben darüber liegen von 59 Sekretariaten vor und es beträgt die Gesamtzahl der politisch organisierten Auskunftsuchenden dieser Sekretariate 15 207. Gewerkschaftlich und politisch organisiert waren nach den Angaben von 57 Sekretariaten 39 516 Auskunftsuchende.

In 382 261 Fällen wurde Auskunft erteilt und davon 49 926 Fälle schriftlich erledigt. Die Gesamtzahl der Besuche und schriftlichen Auskunftsgesuche betrug in 82 Sekretariaten 397 250.

Von sämtlichen die Sekretariate in Anspruch nehmenden Personen wohnten 264 197 am Sitze des von ihnen in Anspruch genommenen Sekretariats, während 98 693 Besucher aus anderen Orten kamen. Die Gesamtzahl der Orte, die aber nur von 73 Sekretariaten festgestellt worden ist, beträgt 9135. Die Zahl der Auskunftsuchenden ist von 167 363 im Jahre 1901 auf 365 132 im Jahre 1906, und die Zahl der Fälle, in denen Auskunft erteilt wurde, von 173 548 im Jahre 1901 auf 382 261 im Jahre 1906 gestiegen. Insgesamt wurde von den deutschen Arbeitersekretariaten in den letzten sechs Jahren an 1 438 776 Auskunftsuchende in 1 493 556 Fällen Auskunft und Rat erteilt.

Die Frequenz der Sekretariate von 1901—1906.

Jahr	Zahl der an der Statistik beteiligten Sekretariate	Gesamtzahl der Auskunft- und Rechtshilfesuchenden	Von den Auskunft- und Hilfesuchenden waren Arbeitnehmer oder deren Angeh.		Von den auskunft- und hilfesuchenden Personen waren gewerksch. organis.		Von sämtlichen Auskunftsuchenden wohnten nicht am Orte d. Sekretariats		Gesamtzahl der Fälle, in denen Auskunft und Rechtshilfe gewährt wurde
			Zahl	Proz.	Zahl	Proz.	Zahl	Proz.	
1901	29	167 363	90 715	54,2	74 655	44,6	34 324	20,5	173 548
1902	32	195 679	121 469	62,1	97 501	49,9	45 531	23,3	197 927
1903	36	200 575	123 624	61,6	106 787	53,2	45 156	22,5	205 906
1904	48	226 260	157 168	69,0	130 208	58,0	59 231	26,2	238 540
1905	67	288 767	262 111	92,0	160 264	59,0	73 555	25,9	295 374
1906	83	365 132	345 300	94,5	228 105	63,0	98 693	27,0	382 261
—	—	1 438 776	1 100 387	76,4	797 520	55,4	356 490	24,8	1 493 556

Ein gutes Zeichen des Fortschrittes auf gewerkschaftlichem Gebiete ist es jedenfalls, daß das Verhältnis der gewerkschaftlich Organisierten zur Gesamtzahl der Auskunftsuchenden stets günstiger wird. 1901 waren nur 44,6 Proz. der Auskunftsuchenden gewerkschaftlich organisiert. Von Jahr zu Jahr ist der Prozentsatz der Organisierten gestiegen, und beträgt derselbe im Jahre 1906 bereits 63,5 vom Hundert. Auffallend ist, daß 1901 nur 54,2 Proz., 1906 dagegen 94,5 Proz. der Auskunftsuchenden als Arbeitnehmer verzeichnet sind. Es ist jedoch zu berücksichtigen, daß in den letzten beiden Jahren die Angehörigen der Arbeitnehmer ebenfalls in dieser Gruppe gezählt wurden, während vorher die meisten Sekretariate diese zu den „sonstigen Personen" zählten.

Insgesamt wurden im Jahre 1906 in den Sekretariaten 91 969 Schriftsätze angefertigt, von denen 25 238 die Unfallversicherung, 3450 die Krankenversicherung, 1806 das Knappschaftswesen, 3928 die Invalidenversicherung, 9104 den Arbeits- und Dienstvertrag und 650 die Gewerbeaufsicht betrafen.

Insgesamt sind in den Jahren 1901—1906 367 115 Schriftsätze angefertigt worden. Davon betrafen die Arbeiterversicherung 119 039 = 32,4 Prozent, den Arbeits- und Dienstvertrag 20 055 = 5,5 Prozent, die Gewerbeaufsicht 1757 = 0,5 Prozent, sonstige Sachen 209 170 = 57,0 Prozent.

(Schluß folgt.)

Das goldene Kreuz.

Roman von Karl Benzmer.

4. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Wie fragst Du, Antje mein?" lenkte Hindrick milde ein, indem er sie an sich zog, „Du weißt doch, was ich von Dir halte. Daß Du Dir aber das Herz zermarterst an dem Nichtsnutz, empört mich, darum sprich ernstlich mit dem Bauern und weise ihm die Tür für immer; ich will meinen, daß Du es verstehst. Oder laß es mich machen, Kind, nicht mit hartem Wort, nein, recht mild will ich's ihm klar legen, daß sich das Herz nicht gebieten läßt, diesen zu lieben oder jenen. Sollst sehen, Schatz, ich kann es ihm so deutlich machen, daß — —"

„Daß ihm dabei Hören und Sehen verginge, so deutlich würdest Du es ihm machen," unterbrach ihn Antje, silberhell auflachend. „Nein, Hindrick, nimmer geht es so, ich habe einen heillosen Respekt vor Deiner Auseinandersetzung. Bin ja dem Niclas zu gram und schlügst ihn zu Boden, wenn er ein Wort dagegen spräche. Weißt Du, Schatz, ich halte den Bauern so im Zwange, daß seither keine Silbe von Liebe über seine Lippen gekommen ist, immer bleibt er mir drei Kabellängen vom Leibe. Aber meine Mutter, Hin, o, meine Mutter! Glaube mir ich habe eine bitterböse Zeit durchlebt, Schatz!" fügte sie hinzu, in dem sie erschauernd zusammenzuckte. „Förmlich versessen ist sie auf die Freite und wollte sie gern fertig haben, ehe Du heimkehrtest.

„Wie habe ich gerungen, seitdem Du fort bist! Und noch schlimmer wird es, wenn Du meiner Mutter wieder in Sicht kommst," fuhr Antje schmerzbewegt fort. „Wie ist es möglich, daß sie sich so in den Mitteln zu ihres Kindes Glück vergreifen kann? Sie ist eine kreuzbrave Frau und hat mich so lieb, aber doch — — —! Sieh', das ist's, was mir das Leben verbittert, mein Junge, mir die Wangen gebleicht hat!"

Hindricks Herz bäumte sich auf vor Grimm bei Antjes trübseliger Schilderung; in sich fand er keine Vergebung für die widernatürliche Härte jener Frau, die ihm so bitteren Haß entgegentrug. Wie machtlos war er den Verhältnissen gegenüber, die er sich in der Ferne so anders gedacht! In Leid und Trübsal war seinem Liebchen das Jahr verronnen, ob sie auch dem Treiben auf See entsagt und sich ganz der Frauenpflicht hingegeben. Die Mutter hatte ihr einzig Kind lieb und war doch bis zur Grausamkeit unerbittlich in der Frage um ihr Lebensglück? Welche Unnatur hatte sich in diesem Weibe großgezogen! Wie dankte Hindrick seiner Antje, daß sie ihm trotz all der Unbill, die über sie gekommen, treu geblieben! Wie beglückte ihn ihre heroische Ergebung in das unerbittliche Geschick!

9.

Aus Antjes Schilderung entnahm Hindrick, daß ihr Vater zu der grausamen Art der Mutter den Kopf geschüttelt und mit Verdruß sein Kind habe hinwelken sehen wie die Blume, die der Sturm geknickt. Sein Eingreifen hätte aber ihre Lage nur verschlimmert und des Hauses Frieden untergraben, darum schwieg er, sein Mädchen auf die bessere Zeit vertröstend. Wenn ihn Antje hatte auflodern sehen, beschwichtigte ihr flehender Augenaufschlag immer seinen Zorn ob der Mutter Härte.

Ihre Mußestunden hatte das trauernde Mädchen am Strande, dem Tummelplatz ihres frohen Jugendlebens, verbracht, den rollenden Wogen ihr Herzeleid geklagt und mit sehnendem Blick über die weite Fläche hingeschaut, als ob sie ihn zu sich heranziehen könne, den lieben Fernen, der keine Ahnung von dem Leid hatte, das ihr Herz aufwühlte.

Verstohlen war sie oft zu Hindricks Mütterchen gegangen, an deren Brust sie in ihrer Seelenpein Trost gefunden. Diese hatte ihres Pflegesohnes liebliche Braut an ihr Herz geschlossen, aber keinen Weg aus ihrer Kümmernis gewußt. Selbst Hindricks Heimkunft nach Gongitz würde keine Aussicht auf Verbesserung von Antjes Lage bieten, vielmehr war zu befürchten, daß seine Gegenwart dieselbe verschlimmern werde. Der Trostworte hatte die mitfühlende Frau genug gehabt, aber keinen Rat in so schwerer Bedrängnis.

In Antjes Sorgennacht war ein Lichtstrahl durch die Anzeige ihres Hindrick gefallen, daß er glücklich in Batavia angekommen sei. Wie waren die teuren Schriftzüge mit Tränen der Freude befeuchtet worden! Neuer Mut hatte des Mädchens Herz belebt, und als dann bei Ablauf des Jahres die Depesche in Niemanns Haus geflogen, daß die „Antigone" in der nahen Hafenstadt angelangt sei, hatte ihre Freude trotz der nagenden Sorge um die Zukunft keine Grenze gekannt. Unter einem nichtigen Vorwande hatte sich Antje von der Wirtschaft frei gemacht — die Mutter glaubte ja, der verhaßte Findling sei noch tausend Meilen weit in See — und war in den laubigen Wald geeilt, der auch vor Jahresfrist der stumme Zeuge ihres Glückes gewesen.

* * *

In kurzen Zügen hatte Antje Lebermann ihrem Hindrick ein Bild der Erlebnisse seit seinem Fortgange vom Heim abgerollt; aus ihren Schilderungen leuchtete ihm kein rosiger Hoffnungsstrahl. So schlimm hatte sich der Seemann das nicht gedacht; ihm ging das Bewußtsein auf, daß ihm Antje's Mutter eine unversöhnliche Widersacherin sei, mit der er auf seinem Lebensgange zu rechnen haben werde. Sie sollte aber an ihm den Mann finden, der für sein Glück einzutreten wußte.

Als Antje ihr Herz ausgeschüttet hatte, wurde ihr wieder wohlig zu Sinn, und die alte Heiterkeit übermannte sie, denn ganz wollte sie die Gegenwart für sich in Anspruch nehmen, da die Zukunft genug des Ungemachs verhieß. Durch den laubigen Wald ging ein zauberisches Wehen, ein sanfter West fächelte sein üppiges Blätterdach; ganz gab sie sich den Wonnen des Augenblicks hin.

Jetzt erst, da alles Leid von ihrer Brust herunter war, faßte sie die markige Gestalt ihres Hindrick prüfend ins Auge; wie stattlich und mannhaft war er in der Zeit geworden! Dies wettergebräunte Gesicht mit den freundlichen Zügen, die ein dichter Vollbart umrahmte! So jugendfrisch und von Gesundheit strotzend stand er vor ihr; seine Gestalt umwob der Schmelz einer gewissen Vornehmheit, aus seinen guten, blauen Augen spiegelte sich die Gradheit seines Charakters. „Was werden die Gongitzer sagen, wenn sie meinen Hünen erblicken!" dachte sie stolz für sich. Und was hatte aus ihr, die noch an der Grenze der Kindheit stand, in der Zeit der fressende Kummer gemacht!

Nach einer Weile zog Hindrick Niemann sein Liebchen sanft zu sich auf einen Baumstumpf nieder, legte sie in seinen Arm und sprach:

„Man hat Dir im Vaterhaus unterdessen sehr wehgetan, mein Liebling; nicht Dein biederer Vater, der mir allzeit zugetan war, aber Deine grausame Mutter, die in mir nur den Findling sieht; wie erbärmlich! Dich will sie mit dem Bauern verplissen, ob auch Dein ganzes Wesen der See angehört. Glaube mir, so kann und darf es nicht länger gehen. Drum will ich für uns eintreten, ich bin Mann genug und weiß zu schätzen, was mein ist; in den nächsten Tagen wird die Sache geordnet!"

Soziales und Parteileben.

Achtung, Transportarbeiter! Die Transportarbeiter (Kutscher usw. in Speditions- und Fuhrgeschäften) in München-Gladbach stehen in einer Lohnbewegung. Der mit den Unternehmern vor zwei Jahren abgeschlossene Tarif lief am 2. Juli d. J. ab. Seitens der Organisation angebahnte Verhandlungen über den Neuabschluß eines Tarifvertrages haben bisher noch kein befriedigendes Resultat gehabt. Die Unternehmer suchen vielmehr durch Agenten und sogenannte Arbeitsnachweisbureaus Arbeitskräfte für München-Gladbach. Wir ersuchen deshalb um Fernhaltung des Zuzuges nach München-Gladbach.

Das zehnjährige Bestehen des Verbandes der Eisenbahner Deutschlands feiert der „Weckruf" in einer inhaltreichen Festnummer.

Ein Buchdruckerkonflikt ist in Greifswald in der Königlichen Universitätsbuchdruckerei Julius Abel ausgebrochen. 20 Buchdrucker reichten die Kündigung ein. Abel weigert sich, die tarifliche Arbeitszeitverkürzung von einer halben Stunde einzuführen. Auf ein Schreiben des Buchdruckerverbandes erklärte Abel, daß er sich auf nichts einlasse und er Herr im Hause bleiben wolle. Das hat die Buchdrucker veranlaßt, ihre Kündigung einzureichen, zumal die Abelsche Druckerei schon vor einiger Zeit aus der Liste der tariftreuen Buchdruckereien gestrichen ist. Hoffentlich gelingt es, der Firma Julius Abel zu zeigen, daß der Buchdruckerverband auch die Macht hat, dem Tarife Achtung zu verschaffen. Darum ist es Ehrenpflicht aller Buchdrucker, den Zuzug nach Greifswald streng fernzuhalten.

Streik im Hotel Bristol zu Berlin. Wegen Maßregelung eines Kollegen legten am Sonnabend im Hotel Bristol, Unter den Linden, Berlin, sämtliche Hoteldiener und Gepäckträger die Arbeit nieder. Der „Vorwärts" berichtet über den Konflikt: Ohne einen Lohn zu erhalten, haben die Hoteldiener eine tägliche Arbeitszeit von 18½ Stunden, jeden neunten Tag eine solche ununterbrochene von 32½ Stunden. Nur die fortwährende Antreiberei, in deren Ausübung sich die diversen „Vorgesetzten" teilen, hindert die so lange Schuftenden am Umfallen und Einschlafen. Natürlich wird nicht geduldet, daß sich Hoteldiener verantworten, wenngleich sie in ihrem Rechte sind. Das beweist eine Ausführung des Direktors, der dem gemaßregelten Hoteldiener wohl zugab, daß er recht habe, ihn aber trotzdem entließ. Also dafür, daß der Mann sein Recht verlangt, wird er rausgeworfen. Haben die Hoteldiener einen freien Tag, so müssen sie dafür vier Mark an einen anderen zahlen, welcher den Mann vertritt. Also 1460 Mark pro Jahr müssen die Hoteldiener für Arbeitskräfte des Hotels bezahlen. Wenn man dann weiter hört, daß der Portier des Hauses von seinen Trinkgeldern, welche er erhält, 16000 Mk. an den Betrieb zahlen muß, dann kann man sich nicht wundern, daß der Portier auf alle mögliche Weise bestrebt sein muß, möglichst viel Trinkgelder zu ergattern, sei es auch auf Kosten der Hoteldiener usw. Die Ausständigen verlangen: 1. Zurücknahme der Kündigung des gemaßregelten Kollegen. 2. Abänderung des Verhaltens des Portiers Schweigel gegenüber den Hoteldienern und Gepäckträgern. 3. Bezahlung des Reservehausdieners, welcher die Vertretung für den Beurlaubten übernimmt, durch die Hotelleitung. 4. Beschaffung eines Nachthausdieners und Bezahlung desselben, damit die Nachtwachen wegfallen. 5. Jeden zweiten Tag um 9 Uhr Feierabend und freie Verfügung über die freie Zeit. 6. Gehalt für die Gepäckträger mit 60 Mk. pro Monat für die Zeit vom 1. April bis 1. Oktober, und 75 Mk. pro Monat für die Zeit vom 1. Oktober bis 1. April. 7. Zuweisung von mehr Kommissionen für die Gepäckträger.

Aussperrung in der schlesischen Textilindustrie. Ein neuer Kampf ist den Textilproletariern Schlesiens aufgezwungen worden: In Landeshut haben die Fabrikanten, nachdem die Methnerschen Weber die eingereichte Kündigung nicht zurückgezogen haben, den Beschluß gefaßt, sämtliche Textilarbeiter zunächst auszusperren, für alle Nichtmitglieder des Textilarbeiterverbandes jedoch die Betriebe offen zu halten. Es ist allseitig bekannt, daß die Lohn- und Arbeitsbedingungen der schlesischen Textilarbeiter traurige sind. Schon im vorigen Jahre war es das Bestreben der Arbeiterschaft in Landeshut, ihre Löhne in etwas zu erhöhen. Die Bewegung brachte den Zehnstundentag und eine geringfügige Lohnerhöhung. Wohl waren damals 15 Prozent Erhöhung versprochen worden, jedoch sind sie nie gewährt worden. Die Arbeiter glaubten den Zeitpunkt für gekommen, das Versäumte nachzuholen. Und so forderten sie denn neben einigen weniger wichtigen Sachen die Aufbesserung der Löhne um 20 Proz. in allen Betrieben am Orte. Indes es wurde jedes Zugeständnis abgelehnt. Darauf reichten die Arbeiter des Betriebes der Firma „Schlesische Leinenwerke", Abteilung Methner, die Kündigung ein. Die Unternehmer antworteten mit Androhung der Aussperrung. In mächtigen überfüllten Versammlungen der Weber, die am Freitag abend stattfanden, wurde beschlossen, die Kündigung aufrecht zu erhalten. Der Streik der Methnerschen Weber wird schon am Montag perfekt, während die Aussperrung erst am 19. Juli in Kraft treten soll, wenn nicht mittlerweile eine Einigung auf der Basis annehmbarer Zugeständnisse erreicht wird. Erhebungen haben ergeben, daß der Durchschnittslohn der Methnerschen Weber und Weberinnen 10,60 Mk. betrug. Es wäre ihnen also wohl eine Erhöhung zu wünschen. Falls die angedrohte Aussperrung wahr gemacht wird, kommen für dieselbe zirka dreitausend Arbeiter und Arbeiterinnen in Betracht. Der Kampf wird ein schwerer werden.

Abgelehnter Richter. Aus Halle a. S. berichtet man: Vor dem Schöffengericht sollte sich am Sonnabend wieder Genosse Redakteur Fröhlich wegen Beleidigung der Kettener Polizei verantworten. Da ein Assessor Hoffmann, der unserem Genossen kürzlich in einem Privatbeleidigungsprozeß vorwarf, er habe einen Artikel geschrieben, der von gemeiner Gesinnung zeuge, wieder den Vorsitz führen wollte, wurde er von Fröhlich als befangen abgelehnt. Der Assessor schaute zunächst etwas verwundert drein; er mußte aber die Verhandlung vertagen, um die Ablehnungsgründe dem Landgericht unterbreiten zu können.

Wegen „Tragens republikanischer Abzeichen" hatte sich der Vorsitzende des Volkshausvereins zu Chemnitz, Wendler, und der Geschäftsführer Exner vor dem Chemnitzer Schöffengericht zu verantworten. Die Angeklagten sollten sich des Deliktes dadurch schuldig gemacht haben, daß sie am 1. Mai am Etablissement „Volkshaus" in Chemnitz-Kappel zwei rotweiße Fahnen gehißt hatten. Die Verhandlung endete mit der Freisprechung der Angeklagten.

Der Peters-Prozeß.

Sechster Verhandlungstag.

Rechtsanwalt Bernheim betont in der Fortsetzung des Plaidoyers unter anderem, Bebel sei ein unantastbarer Ehrenmann und verdiene nicht die gestern durch Rosenthal geübte Charakterisierung. Der Tuckerbrief habe nicht jene große Rolle gespielt, die man ihm zuschreibe. Durch die Vorfälle zwischen Direktor Kayser und Arendt sei festgestellt, daß die Wiederanstellung Peters' seinerzeit sehr nahe gelegen habe. Major von Wißmann habe mit anderen Grundsätzen als Peters viel Größeres erreicht als dieser. Solche Weiberwirtschaft auf der Station hätte von Wißmann niemals geduldet. Bernheim kritisiert sodann die Aussagen verschiedener Sachverständiger und verliest einen offenen Brief, den der Vorgänger Peters' am Kilimandscharo, von Elmst, geschrieben hat, darin wird Peters persönlich verantwortlich gemacht für alle späteren Unruhen und Unglücksfälle am Kilimandscharo. Andere getreue Freunde von Peters hätten ihn als Renommisten bezeichnet. Einzelne Strafen, die Peters auf der Emin Pascha-Expedition verhängt habe, hätten einem Nero oder Caligula Ehre gemacht. Die Artikel der „Münchener Post" fielen unter den § 193, Wahrung berechtigter Interessen. Die ganzen Artikel trügen einen satirischen Charakter; auch die einzelnen Schimpfworte, wie feiger Mörder und dergleichen, genössen den Schutz des § 193. Keinesfalls würde Gefängnisstrafe am Platze sein. Anderseits habe auch Dr. Peters in einem Artikel der „Hamburger Nachr." den Führer der Sozialdemokratie aufs schärfste angegriffen.

Nach kurzen Erklärungen der Rechtsanwälte Rosenthal und Bernheim erklärt Peters, er habe am Kilimandscharo stets den politischen Standpunkt vertreten. Seine Aufgabe sei es gewesen, dort die deutsche Machtstellung zu begründen. Von seinen neun Expeditionen in Afrika seien sieben friedlich verlaufen; wo es im Interesse seiner Aufgabe lag, sei er friedlich durchgekommen. Nur wo es nicht anders möglich war, wie bei der Emin Pascha-Expedition und am Kilimandscharo, sei er kriegerisch vorgegangen.

Der Angeklagte, Redakteur Gruber von der „Münchener Post", erklärt, der Fall Peters erscheine noch jetzt in demselben Licht, wie bei Beginn der Verhandlung. Über die Feststellungen der Disziplinarurteile, die im wesentlichen durch die Verhandlungen bestätigt seien, komme man nicht hinweg. Die Artikel der „Münchener Post" seien zur Zeit des schwersten Wahlkampfes zur Abwehr politischer Gegner geschrieben. Eine Petersclique, eine Kolonialkamarilla existiere tatsächlich. Sie habe den Kolonialdirektor Kayser gestürzt und wolle Peters wieder ins Amt bringen. Wie auch das Urteil ausfalle, der Fall Peters sei damit nicht aus der Welt geschafft. Der Gerichtshof zieht sich hierauf zur Beratung des Urteils zurück.

Das Urteil lautet: Redakteur Gruber wird wegen fortgesetzter Beleidigung zu **500 Mark Geldstrafe** eventuell 50 Tagen Gefängnis und zur Tragung aller Kosten verurteilt. Gleichzeitig wurde Dr. Peters die Publikationsbefugnis zugesprochen. Dr. Peters ist von der Widerklage freigesprochen.

Die Begründung des Urteils besagt: Der Artikel von Peters in den „Hamburger Nachrichten" enthielt einen scharfen Angriff gegen die sozialdemokratische Partei und Bebel. Letzterer hätte Klage stellen können, aber nicht Redakteur Gruber. Das Beweismaterial, das dem Gericht vorlag, war nicht ganz lückenlos. Es fehlten zur vollständigen Beurteilung notwendige Akten und einige Zeugenaussagen. Das Gericht maßt sich kein Urteil darüber an, ob Peters mit den beiden Hinrichtungen eine Maßnahme traf, welche den damaligen Umständen angemessen war, oder nicht. Das Gericht erachtet aber für festgestellt, daß Peters die Überzeugung von seinem Recht hatte. Bei der Hinrichtung der Jagodja spielte kein geschlechtliches Motiv mit. Bei der Hinrichtung Mabrucks war der Umstand, daß Mabruck sich an Mädchen heranschleichen wollte, mitbestimmend. Die Artikel in der „Münchener Post" enthalten objektiv beleidigende Ausdrücke, welche über die Wahrung berechtigter Interessen, an welche Gruber glaubte, hinausgehen. Als straferschwerend gilt die große Zahl und die Schwere der Beleidigungen, strafmildernd ist dagegen, daß dieselben Angriffe schon ein Jahrzehnt lang oft erhoben worden sind, daß die Wahlbewegung die alte Gereiztheit noch gesteigert hatte und daß Peters in den „Hamburger Nachrichten" die Sozialdemokratie scharf angriff.

Aus Nah und Fern.

Studenten-Rüpeleien. Aus Hannover wird vom Sonnabend berichtet: Etwa 15 Studenten traten heute morgen gegen 4 Uhr in den Wartesaal erster und zweiter Klasse des hiesigen Hauptbahnhofes, wo sie unter anderem die Reiterszene aus „Husarenfieber" aufführen wollten. Dieses Vorhaben wurde ihnen untersagt. Der Aufforderung, sich zu entfernen, kamen sie nicht nach und mußten infolgedessen aus dem Saal hinausgewiesen werden. Die Studenten weigerten sich, diesen zu verlassen, worauf der diensttuende Assistent einschritt. Dessen Zureden erwiderten sie mit Tätlichkeiten. Das empörte Publikum ergriff nun für die Beamten Partei, worauf die Studenten mit Gewalt entfernt wurden. Sie werden sich alle wegen Hausfriedensbruches zu verantworten haben. — Das sollten Arbeiter gewesen sein. Die Entrüstung der bürgerlichen Presse möchten wir sehen. Die Staatsanwaltschaft würde unzweifelhaft eine Anklage wegen Landfriedensbruchs konstruieren.

Brennend aus dem Fenster. Ein schweres Brandunglück, bei dem ein Menschenleben vernichtet wurde, hat sich in Berlin ereignet. In der dritten Etage des Hauses Pariserstraße 51 wohnt der Ingenieur v. Blücher, bei dem das 23jährige Hausmädchen Johanna Schwarz angestellt war. Gestern abend wollte die Schwarz Feuer anzünden. Hierbei geriet ein Möbelstück in Brand. Die Kleider des Mädchens fingen Feuer, und in wenigen Sekunden stand es völlig in Flammen. Vor Schmerz verwirrt, riß es das Fenster auf und sprang aus der Höhe der dritten Etage auf die Straße. Passanten erstickten die Flammen und brachten das Mädchen nach der Unfallstation im Zoologischen Garten. Der Schädel war ihm völlig zerschmettert. Auf dem Transport nach dem Krankenhaus starb die schwer Verletzte.

Ein bestialischer Vater wurde in der Person des Ackerbürgers Jakob Schuler vom Hofe Breitenacker bei Bremmelbach im Reichslande durch die Gendarmerie verhaftet und dem Gerichtsgefängnis zugeführt. Sch. wird des Mordversuchs auf sein drei Monate altes Kind beschuldigt: er hat das kleine Wesen in Abwesenheit seiner Frau auf den heißen Herd gelegt, so daß es schwere Brandwunden davontrug. Außerdem hat er dem Kinde mit einem brennenden Holzstück erhebliche Verletzungen am Unterleib beigebracht. Die Festnahme des Unmenschen konnte nur unter Beihilfe fast der gesamten männlichen Einwohnerschaft von Bremmelbach erfolgen.

Schiffsunglück. Das Motorboot „Möwe" der Gasmotorenfabrik Köln-Deutz, das mit einem Ingenieur, einem Monteur und einem Steuermann an Bord von Düsseldorf nach Köln fuhr, wurde unweit Köln von einem Schleppdampfer überrannt und vollständig durchschnitten. Der Dampfer stoppte sofort und konnte den Ingenieur und den Steuermann retten; der Monteur ist ertrunken.

Ein geheimnisvolles Familiendrama hat sich in Eszermingken bei Insterburg abgespielt. Die Ehefrau des dort ansässigen Besitzers Stulgies vergiftete in Abwesenheit ihres Mannes zunächst ihre beiden Kinder im Alter von zwei und drei Jahren und dann sich selbst mittels Arsenik. Bei der Heimkehr des Mannes am Abend fand er alle drei tot vor.

Brandunglück. Aus Allenstein wird unter dem gestrigen Datum gemeldet: In Passenheim im Kreise Ortelsburg wurden durch Brand 6 Wirtschaftsgebäude eingeäschert. Dabei sind der „Allensteiner Zeitung" zufolge, drei Kinder in den Flammen umgekommen. — Bei einem gestern über den Süden der Provinz niedergegangenen Gewitter wurden drei Personen durch Blitzschlag getötet.

Aus den ostpreußischen Gefilden. Weil er ihn für einen Hund hielt, schoß, wie die bürgerlichen Blätter melden, der Inspektor vom Gut Lenkonischken auf den Arbeiter Danskart aus Gr. Brettschneidern, der, von seiner Arbeitsstelle kommend, den Gutshof passierte. Der erste Schuß traf den Unglücklichen in den Hals, ein zweiter verletzte die Lunge. Auf Anordnung des Gutsherrn, Amtsvorsteher Kranz, wurde der Verletzte in das Krankenhaus nach Tilsit gebracht. D. ist verheiratet und Vater mehrerer Kinder. Und was geschieht mit dem Inspektor?

Bergmannslos. Auf dem Bergwerk Droselthal stürzten einem dem „H. Corr." aus Marburg zugehenden Privattelegramm zufolge drei Bergleute in einen Schacht; einer war sofort tot, die beiden anderen wurden schwer verletzt.

Von der Lehrerin aufgehängt. Aus Brüssel wird über die geradezu unglaubliche Tat einer Lehrerin berichtet: Die an einer städtischen Knabenschule angestellte Lehrerin Ortensia Lebrun versuchte den 5½jährigen Schüler Louis Sloves aufzuhängen, um ihn dafür zu strafen, daß er einem Mitschüler einen Tritt gegeben hatte. Bei der ärztlichen Untersuchung wurde am Hals des Kindes eine blaue Strangulationsmarke gefunden. Seine Mitschüler sagten aus, daß der Junge mit einer Schnur an ein Fenster des Klassenzimmers aufgehängt worden sei, und daß die Lehrerin gesagt habe, sie „wolle ihn da hängen lassen, bis ihm die Zunge aus dem Halse hängt." Die unmenschliche Lehrerin wurde sofort verhaftet.

4 Personen ertrunken. Aus London wird geschrieben: Auf dem Flusse Tweed kenterte ein Boot dadurch, daß die Insassen sich bei der Handhabung der Ruder ablösen wollten. Sechs Männer und zehn Knaben wurden ins Wasser geschleudert und vier Männer ertranken.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co.
Sämtlich in Lübeck

Ruhig hatte ihn Antje angehört und sich seiner Entschlossenheit gefreut, als Hindrick aber schwieg, schüttelte sie traurig das Blondhaupt und entgegnete:

„Wie Du willst geht es nicht, Schatz, Du würdest Wind säen, um Sturm zu ernten. Du kennst meine Mutter nicht in ihrer Verbissenheit, sie kennt sich selber kaum, wenn sie im Zorn ist. Nichts, gar nichts läßt sich vor der Hand dabei tun, und ich muß mein Kreuz geduldig tragen. Wenn es mir aber zu schwer wird, gehe ich aus dem Hause, Liebling, das verspreche ich Dir, ob es mir auch weh tut um den lieben Vater," fügte sie leise hinzu und schmiegte ihren Kopf schluchzend an seine Brust.

„Ja, das fehlte noch, daß meine Antje mutterseelenallein in die Welt hinausginge!" brauste Hindrick zornig auf. „Nimmer duld' ich das! Und soll ich es kaltblütig mit ansehen, daß Du mir verkommst? Ist denn jener Bauer solchen Opfers wert?"

„Nein, Schatz; aber laß uns ausharren, ich bitte Dich," flehte das Mädchen. „Meinen guten Vater haben wir ja ganz auf unserer Seite, die Mutter wird sich schließlich auch beilegen. Geduld, Hin, jeder Tag hat seinen Abend, jede Nacht ihren Morgen."

„Bis in der Seele Grund jammerst Du mich, armes Kind! In Groll und Unmut verzehre ich mich, wenn ich Dich ansehe," brauste der Steuermann grimmig auf. „Wie kann eine Mutter so grausam sein gegen ihr einzig Kind!"

„Nachgerade werde ich's gewohnt, Hin, dies ewige Zerren an meinem Herzen: das Leben ist eine gute Schule," entgegnete Antje wehmütig. „Laß die Mutter, sie meint es gut mit mir und will mein Glück, nicht aber nach meinem, sondern nach ihrem Willen."

„Ja, gut meint sie's, so gut, daß Du Dich schließlich daran zu Tode härmst," höhnte Hindrick empört. „O diese Rabenmutter! Und mich nennt sie nur den Findling? — Om, wer weiß, ob nicht bald ein Lichtstrahl in das Dunkel meiner Geburt fällt, an dem sich Deine Mutter — aber still, ich wünsche es selber nicht, mich würde keine Macht der Welt je mehr von meinen lieben Pflegeeltern losreißen!" fügte der Jüngling mit Begeisterung hinzu. „Dich will ich mir erringen, meine Antje, so wie ich jetzt bin, und offen vor der Welt soll Deine Mutter dem Findling ihres Kindes Hand zusagen, so will ich es."

„Komme jetzt, Liebling, mit Allgewalt zieht es mich zum Vaterhause hin," hub er nach einer Weile wieder an. „So harre denn aus, Du willst nicht anders; dem Bauern aber rate ich, daß er mir vom Bugspriet bleibe, sonst zerbreche ich ihm das Gerippe!"

* * *

Kaum waren die Liebenden von dannen geschritten, als hinter dem Baumstumpf auf dem sie gesessen, das Gezweige knackte und sich teilte. Von Zorn blutrot im Gesicht und wutschnaubend sprang Niclas Bradhering von der Scheide in die Lichtung hinaus und machte den beiden eine Faust nach. Ungeschminkt und in nicht sehr schmeichelhaften Ausdrücken hatte der Schleicher die Wahrheit und das Todesurteil seiner Liebe vernommen. Mit Runenschrift stand auf seiner Stirn der brennende Haß eingegraben, der ihn verzehrte; er war haltlos, kaum seiner Sinne mächtig.

„Dir soll ich aus dem Wege gehen, elender Findling und Habenichts?" zischte er grimmig in den Wald hinein und stampfte mit seinen großen Füßen den Erdboden, daß er dröhnte. „Nimmermehr! Wartet, noch ist nicht aller Tage Abend, ich will Euch die Hölle schon heiß machen, denn bei der Alten im Hause bin ich Hahn im Korbe. — O die übermütige Deern, die da meint, wie leicht sie den Bauern abtrumpfen könnte, wenn sie wollte! Und der Findling will mich kielholen, mich? O dieser dummerhaftige Jung! Gut, ich will es mir auf mein Kerbholz schneiden!"

Mit einem kernigen Fluch zog der reiche Bauernsohn seine Straße, dem Hofe seines Vaters zu. Ahnungslos war er, den Waldpfad entlang schreitend, Ohren- und Augenzeuge des Begegnens der Glücklichen geworden, und was er gehört, war nicht geeignet, seine Hoffnung auf Antje Lebermanns Besitz zu beleben. Immer dichter zog sich die dunkle Wolkenschicht über dem Haupte der Liebenden zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

lichen Kulturleben scheidet, aufs schärfste in jenem traurigen Gegensatz heutiger sogenannter Erziehung zu dem von den großen Pädagogen verkündeten Erziehungsideal der Zukunft aus.

Niemals werden die Eltern allein imstande sein, in der Erziehung ihrer Kinder an jenes Ideal heranzukommen. Wie es getragen worden ist von dem Gedanken möglichst hoher Kraftentfaltung jedes einzelnen zugunsten der Gesamtheit, in der er lebt, so kann es wiederum auch nur verwirklicht werden innerhalb einer Gesellschaft, die sich aufbaut als ein organisches Ganzes, in der die Gesamtheit sich ihrer Verantwortung bewußt ist gegenüber den Schwachen und Unselbständigen, und in der sie es deshalb als ihre erste und selbstverständliche Pflicht betrachtet, ihre besten Kräfte und reichsten Mittel der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts zu weihen.

So wird das althellenische Ideal der harmonisch vollendeten Einzelpersönlichkeit erst in der sozialistischen Zukunftsgesellschaft in verallgemeinerter und sozial vertiefter Form von neuem erstehen.

Wally Zepler.

Säuglingssterblichkeit und Säuglingsfürsorge.

Dieses aktuelle Thema erregt gegenwärtig die Aufmerksamkeit aller Schichten der Bevölkerung. Wie notwendig die Erörterung dieser Angelegenheit ist, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Deshalb dürften diese wenigen Zeilen genügen, um unsere Genossinnen auf die am Donnerstag, den 4. Juli, abends 8½ Uhr stattfindende Versammlung der weiblichen Mitglieder des Sozialdemokratischen Vereins aufmerksam zu machen. Genosse Dr. Schlomer wird über obiges Thema referieren. Genossinnen! Agitiert für einen zahlreichen Besuch dieser Versammlung.

Kleines Feuilleton.

Wenn ein Proletarierbub' studieren will.

Die „Wiener Arbeiterztg." berichtet: Vor dem Leopoldstädter Bezirksrichter steht ein sechzehnjähriger Bursche, Ignaz Böhm, in einem schauderhaften Aufzug. Aus den dünnen, zerrissenen Tuchlappen guckt an vielen Stellen der frierende Knabenkörper heraus. Der Sechzehnjährige ist der Vagabondage beschuldigt. Ein Arbeitsscheuer, dessen Abgabe an die Zwangsarbeitsanstalt beantragt wird. Irgendwo ist der Sechzehnjährige als obdachlos aufgegriffen worden. Die letzten Bissen, die er sich verschafft, hat er als Helfer auf Märkten erhascht. Vorher ist der Bursche mit einem Wanderzirkus umhergezogen. Weiter zurückliegend ist des Jungen Lehrzeit bei einem Tapezierer. Dem ist der Junge entlaufen. Noch weiter zurückliegend ist dessen Lehrzeit bei einem anderen Lehrherrn in Feldsberg. Auch dem war der Bursche entwischt. Als Kind ist Ignaz Böhm seit seinem siebten Jahre ein Zögling der Sankt Veiter Knabenrettungsanstalt gewesen . . . Der Durchschnittsbureaukrat muß in Ignaz Böhm das Muster eines jugendlichen Vagabunden sehen. Einer, der in keiner Arbeit aushält, ein Lumperl, das lieber mit Zirkusleuten herumläuft, hungert, friert, von den Abfällen der Märkte lebt, wahrscheinlich ein geborner Verbrechertypus. Zu seiner Verantwortung erzählte der junge Vagant, die Arbeit habe ihn nicht gefreut, er wolle studieren . . . Der Richter Dr. Ehrenreich erledigte den Fall nicht bureaukratisch. Statt die Verhandlung im Eilzugstempo mit der üblichen Arreststrafe und der Abgabe an die Zwangsarbeitsanstalt kurzweg abzutun, vernahm er jene Leute, die über das Wesen des sechzehnjährigen Vagabunden Wissenswertes bekunden konnten. Die Eltern waren unter diesen Leuten nicht. Seit dem siebten Jahre in Anstaltspflege (der Vater ist tot, die Mutter muß mit einer monatlichen Pension von sechzehn Gulden sich und ein schwachsinniges Kind erhalten), konnte nur der frühere Lehrer des Jungen Auskunft geben. Der bekräftigte, was ursprünglich nur eine schöne Ausrede schien, den Lerneifer und die Studierwut des Angeklagten. „Der Ignaz Böhm ist noch heute in unserer Anstalt als legendäre Gestalt bekannt, als einer, der nur einen Willen und eine Lust hatte: Studieren! So lange er lernen konnte, war er ungeheuer fleißig." Auch ein Lehrherr bestätigte, daß es der ewige Traum des Jungen war, studieren zu dürfen! „Was möchten Sie werden?" fragte der Richter schließlich, und der Angeklagte erwiderte: „Lehrer." . . . Eine kleine Arreststrafe konnte dem Jungen nicht mehr erspart werden; aber statt in die Zwangsarbeitsanstalt geht Ignaz Böhm in die St. Veiter Knabenrettungsanstalt zurück . . . Tausende lernfaule Bengel aus reichem die Hosen ab und müssen studieren, obzwar Neigung und Fähigkeiten sie viel eher zu Handwerkerarbeit treiben würden. Wie widerwillig sie auch in der Schulbank sitzen, sie sind aus guter Familie, also müssen sie Doktoren werden. Der verlassene Proletarierjunge, den innerer Antrieb zu den Büchern reißt, darf seinen Studiertraum nicht erfüllen, und wenn er selbst zum Vagabunden wird. Jemand, der diese Ordnung der Gesellschaft unnatürlich wahnsinnig findet, der ist ein Umstürzler und gehört eigentlich auch beinahe ins Zuchthaus.

Der Ursprung der Stahlfeder

ist in Dunkel gehüllt. Sie ist als ein mit der Hand hergestelltes, seltenes und teures Werkzeug schon vor ein paar hundert Jahren bekannt gewesen, vermutlich verschiedentlich erfunden worden, aber bis in die zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts lange nicht so weit verbreitet gewesen wie gegenwärtig die Füllfeder. Erst die damals beginnende maschinelle Herstellung hat ihr die Welt erobert, und der Tod des Herrn Josef Henry Gillot, des Sohnes und Erben des Urhebers der fabrikmäßigen Erzeugung der Stahlfeder, bringt uns in Erinnerung, wie zufällig manche der wichtigsten Erfindungen gemacht werden. Es war um 1822, als der ältere Gillot in seiner Jugend nach Birmingham, dem großen Mittelpunkt der Kleinindustrie in Metallwaren, kam, um sein Glück zu machen. Die Herstellung von Schnallen war sein besonderes Fach, und er mag wohl anfänglich ziemlich viel freie Zeit zur Verfügung gehabt haben, die er mit Erfolg benützte, um um die Hand eines Fräuleins Mitchell zu werben. Als Verlobter dieser jungen Dame trat er in engen Verkehr mit den Brüdern seiner Braut, die in der damaligen Handindustrie der Erzeugung von Stahlfedern tätig waren. Der junge Gillot jener Tage war ein anschlägiger Gesell, interessierte sich für den Herstellungsprozeß, lernte den Brüdern seiner Braut ohne sonderliche Mühe ab, was an Handgriffen der Herstellung zu lernen war, und kam auf den Gedanken, wie das alles verhältnismäßig leicht mit Maschinen zu leisten sei. In der Stille machte er sich daran, eine Presse anfertigen zu lassen, um das dünne Stahlblech zu Federn zu schneiden, und kam bald auf den richtigen Weg für die ganze Arbeitsmethode. Die Vervollkommnung des Verfahrens dauerte allerdings noch geraume Zeit, aber schon an seinem Hochzeitstage war er so weit vorgeschritten, daß er am Morgen, ehe er zur Trauung ging, ein Gros Stahlfedern herstellte, die später zu einer Mark das Stück verkauft wurden. Das war der Anfang zu einer mächtigen Industrie, die Gillot zum sehr reichen Manne machte. Er hinterließ bei seinem Tode über eine Million Pfund Sterling an Vermögen und eine Gemäldegalerie, die in der Versteigerung 250 000 Pfund Sterling einbrachte. Auch der Name Mitchell hat in der Stahlfederindustrie in der Folge einen Weltruf erlangt.

Humoristisches.

Sarkastisch. „Na, was ist denn eigentlich die Partei, die neulich bei Ihnen eingezogen ist?" — „Er ist Dichter, sie Malerin und die Tochter ärgert sonst d' Leut'!"

Höchste Zeit. Arzt (eine ins Wasser gefallene Dame behandelnd): „Gott sei Dank, die Herztätigkeit stellt sich langsam wieder ein!" — Der Retter: „So. da mach' ich aber, daß ich fortkomm'!" (Flieg. Bl.)

Der neue Buchhalter. „Weeste Mensch, unser neuer Schreiber kommt mir vor wie so'n Walfisch!"

„Wieso?"

„Kleene Oogen, jroße Schnauze und immer in Tran!" (Lust. Bl.)

Zutreffend. Der Tuchhändler Zwirnfeld ist glücklicher Vater eines weiblichen Zwillingspärchens geworden. Tagelang zerbricht er sich den Kopf und sucht nach Namen für seine beiden Töchterchen. Es fällt ihm sehr schwer; infolge seines Berufes als Tuchhändler kommt er immer wieder mit seinen Gedanken auf Meter und Elle zurück. Plötzlich schlägt er sich vor den Kopf und ruft freudig aus: „Donnerja, ich hab's! Sie sollen Meta und Ellen heißen!"

Kindliche Theologie. Die kleine Klara sieht bei ihrem „Onkel Doktor" zum erstenmal ein Skelett. Sie fragt, was das sei. „Das sind die Knochen eines gestorbenen Mannes!" ist die aufklärende Antwort. Nach einem kurzen ungläubigen Schweigen sagt sie, auf ihre glückliche Lösung stolz: „Dann kommt also bloß der Speck in' Himmel?"

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co.

Wöchentliches
Unterhaltungsblatt des Lübecker Volksboten.

Nr. 27. Mittwoch, den 3. Juli 1907.

Wohltätigkeit.*)

Von Roda Roda.

Frau von Tarnotzy beendet ihre Toilette. Sie trägt ein schwarzes Spitzenkleid, das sehr wirkungsvoll mit Silberfäden durchzogen ist. Wenn sie sich bewegt, rascheln das Seidenfutter.

Das Haar ist in der Mitte gescheitelt und seitwärts gepufft. Schwarzer Hut, dessen Federn herabhängen und sich liebenswürdig an den etwas zu kleinen Knoten der Frisur schmiegen.

Frau von Tarnotzy fährt noch einmal, ganz leicht, mit der Puderquaste über das Gesicht und zieht befriedigt die langen Handschuhe an. Das Stubenmädchen, in das vorgeschriebene schwarze Sklavengewand gehüllt, hält den Mantel der Gnädigen bereit.

Herr von Tarnotzy tritt ins Zimmer. Er macht durchaus nicht den vornehmen Eindruck wie seine Frau Gemahlin. Er ist klein, unscheinbar, einigermaßen schäbig, kurz, er ist Beamter im Ministerium.

Er — unzufrieden: „Du gehst wieder aus, Irma?"

Sie: „Du weißt doch — auf den Basar."

„Basar?"

Frau von Tarnotzky: „Gott, du merkst dir aber auch gar nichts. Heute ist doch der Wohltätigkeitsbasar im Pavillon Gerbeaud."

Herr von Tarnotzy: „Ich wäre mit dir und den Kindern gern zu Mama gegangen."

Sie: „Das ist g'scheit. Du gehst also mit den Kindern zu Mama — ihr könnt gleich dort Kaffee trinken."

Er: „Aber . . ."

„Lächerlich — Mama gibt euch gern Kaffee. Es macht ihr doch gar keine Mühe — das bißchen Kaffee. — Und zum Mädchen: „Kaffee brauchen Sie also nicht zu kochen. Holen Sie Milch für sich — hier haben Sie sechs Heller. — — Servus, Albert! Wenn die Kinder aus der Schule kommen, dann könnt ihr gleich wandern. Ich komm' um acht Uhr."

Sie rauscht hinaus ins Vorzimmer.

„Sie, Lina, schaun S' nach, ob die Frau von Lenkey schon fortgegangen ist. Fragen S' in der Küche —".

Das Mädchen steigt in den dritten Stock — sich erkundigen — und kommt mit der Meldung zurück: Frau von Lenkey wäre vor einer halben Stunde gegangen.

Das ist sehr angenehm — denn Frau von Lenkey hätte jedenfalls den Vorschlag gemacht, einen Fiaker zu nehmen, und ihn dann aus Mangel an Kleingeld von Frau Tarnotzy bezahlen lassen.

„Lina, den Kindern kaufen Sie Wurst zum Nachtmahl. — Wie, der Kleine ißt keine Wurst —? Dann geben Sie ihm ein Ei. Für Sie sind anderthalb Stücke Fleisch vom Mittagessen geblieben. Das essen Sie — die Hälfte können Sie dem Puffert geben. — Wenn Sie Nachtmahl kaufen gehn, nehmen S' ihn mit, damit das arme Vickerl ein bißl auf die Luft kommt. — Einen Wagen? — Ich gehe bis zur Ecke zu Fuß — dort werde ich mich schon in einen Fiaker einsetzen. — Für den Herrn und mich bring' ich das Souper mit. Adieu!"

„Küß die 'and."

Frau von Tarnotzy sieht auf der Straße vorsichtig um und erklimmt den Omnibus, Linie Stadtwäldchen.

Der Pavillon ist gesteckt voll. Alles, was Namen hat — oder so tut, als ob es Namen hätte — ist versammelt.

Frau von Tarnotzy überzeugt sich durch einen Blick, daß sie sich trotzdem sehen lassen kann, und segelt lustig die Verkaufszelte entlang.

Nach fünf Minuten hat sie Frau von Lenkey gefunden. —

„Wie schade, daß du nicht gewartet hast — ich hätte dich gern in meinem Wagen mitgenommen."

Frau von Lenkey: „Wirklich — es war dumm von mir. Allein ist's ein wenig langweilig im Wagen — obgleich heute ein starker Korso war." Frau von Lenkey ist mit der Untergrundbahn gekommen.

Die Freundinnen trennen sich mit herzlichem Händedruck. Sie wollen sich voneinander nicht beobachten lassen.

Eigentlich hätten alle Verkäuferinnen in Rokoko erscheinen sollen, aber die hübsche Idee würde nur von den Töchtern und Frauen der Bankdirektoren akzeptiert. Den anderen ist's zu kostspielig.

Frau von Tarnotzy bleibt vor dem Blumenzelt stehen.

„Natürlich kaufe ich euch was ab, Mäderln," — sagte sie in zärtlich mütterlichem Tone — „dazu ist man ja schließlich hergekommen. — Also den großen Buschen Rosen, Edithe!"

Edith sucht die Rosen zusammen. — Da erblickt Frau von Tarnotzy eine liebe Bekannte.

„Malvine — da bist du ja auch! Selbstverständlich. Du darfst ja nicht fehlen — bei wohltätigen Veranstaltungen. Hast du viel gekauft? — Wie geht es den Kinderln?" — Sie blickt zurück und sagt mit freundlicher Handbewegung: „Edith, mein Herz, leg den Strauß beiseite — ich hol' mir ihn nachher."

Und fort lenkt sie ihre Schritte.

Links und rechts rufen bekannte Mädchen die Tante Tarnotzy an. Sie lächelt — winkt — grüßt — verspricht — und drängt sich bis zur Mitte des Saales durch, wo in einem dichten Kreis von Damen Ihre Exzellenz — die Ministerin steht. —

Frau von Tarnotzy verläßt ihre Freundin und hängt sich in eine andere ein — in nächster Nähe Ihrer Exzellenz — Sie wird glücklicherweise bemerkt.

„Ah, liebe Frau von Tarnotzy, ich freue mich, daß Sie auch da sind. — Viel gekauft —?"

Frau von Tarnotzy — mit edler Bescheidenheit:

„Exzellenz, jeder ist glücklich, sein Scherflein beizutragen. Wenn man sich bedenkt, wie unsere Kinder zu Haus gepflegt und gehegt werden — wie man nicht genug tun kann in ihrer Nahrung — so gibt man mit vollem Herzen, um auch dem armen Kind ein Gläschen Milch zu spenden. — Nicht wahr, meine Damen?"

Die Damen nickten eifrig.

Eine leise Stimme: „Wie die wieder reden kann, die Tarnotzy!"

Frau von Tarnotzy hält sich für den Rest des Nachmittags hübsch in der Mitte, gleich weit von den Zelten links und rechts.

Sie ist immer in Bewegung, immer mitten in einem dicken Knäuel von Frauen, hat immer etwas zu sagen, lacht immer.

Hie und da hört sie sich anrufen:

„Tante Tarnotzy — eine Blume!" oder: „Tante Tarnotzy — ein Päckchen Schokoladenzigaretten!"

In solchen Augenblicken wendet sich Frau von Tarnotzy lächelnd um, grüßt liebenswürdig und setzt fanatisch das Gespräch mit ihrer Partnerin fort.

„Was — Sie glauben nicht, daß die Lily Henczengruber mit dem Pajszmajr Riki durchgegangen war? Ich versichere Sie, sie war durchgegangen. In einem Monat ist die Hochzeit."

„Tante Tarnotzy — einen Papierfächer für die kleine Magda!"

„Ja, mein Engel! — Nachher. — Und . . . was ich sagen wollte . . . Eine gute Menage? — Liebe, unter sieben Siegeln: er hat sie schon lange satt — hat sie überhaupt nur ums liebe Geld genommen — und tröstet sich mit einer vom Königstheater."

„Tante Tarnotzy — ein Päckchen Ansichtskarten!"

„Ja, Süße — gleich! — — — Die bezieht ihre Toiletten aus Wien. Ich finde das lächerlich. Solche geschmacklose Kikirikisachen könnt' ich hier auch in der Trommelgasse kaufen. Meine Kleider . . . ich bitte dich, ich trage nur sehr einfache Sachen: dieses ganze Kleid kostet kaum 300 Kronen."

„Tantchen — Krapfen gefällig?"

Tantchen schreitet unentwegt weiter.

Endlich ist es Abend worden. Die Zelte sind ausgeräumt, die Verkäuferinnen kümmern sich nicht mehr um ihr Geschäft. Jede ist von einem Kreis junger Herren umgeben und wird mit hundert Komplimenten belohnt.

*) Wir entnehmen diese köstliche Gesellschaftssatire dem „Simplicissimus".

Frau von Tarnotzy rüstet sich zur Heimkehr. —

Sie hält beim Sandwichzelt.

Da steht die kleine Sturmann Klari ratlos vor einer vollen Schüssel.

Frau von Tarnotzy — in der Rolle des rettenden Engels:

„Viel eingenommen, Klari?"

„O ja. Aber . . ."

„Aha — da ist dir was übriggeblieben — jetzt weißt du nicht, was du machen sollst? Beruhig dich — pack mir da alles ein."

Die Umgebung murmelt beifällig.

„Bei mir im Haus wohnt eine arme Familie, mit einer Masse Kinder. Die Armen sollen auch wissen, daß heute Basar gewesen ist." — Sie legt eigenhändig noch eine Schnitte Schinken zu den Brötchen. — „Wieviel Geld hast du denn, Klari?"

„Achtundzwanzig Kronen."

„Na — da hast du eine Krone für die Resteln, damit du eine runde Summe hast. — Pa, Kleine!" Und läßt die verdutzte Klara samt Anhang stehen und segelte davon.

Draußen stößt sie noch zu ihrem Ärger auf Frau von Lenkey.

Frau von Tarnotzy: „Nett, daß wir zusammentreffen."

Frau von Lenkey — ebenso mißvergnügt: „Nein — wie wenn wir uns verabredet hätten!"

Frau von Tarnotzy blickt suchend um. — „Wo nur mein Wagen bleibt? — Ich hab' ihn doch für sieben herbestellt."

„Ich verstehe auch nicht, wo meiner ist. Vielleicht da vorn?"

Frau von Tarnotzy — ärgerlich: „Oder es hat ihn jemand weggefischt. Die Leute haben ja keine Manieren."

„Der soll mir nur morgen um den Fahrlohn kommen — ich zahl' ihm nichts."

Frau von Tarnotzy — energisch: „Keinen Heller." Nach einer kleinen Pause: —

Frau von Tarnotzy: „Was machen wir jetzt?"

Frau von Lenkey — mit sichtlicher Überwindung: „Weißt du was? Wir wollen einmal fesch sein. Fahren wir mit der Elektrischen."

„'s ist eigentlich wahr. Wir sind ja zu zweien. Und — schon um den Kutscher zu strafen — dann kann er hier warten."

Beide raffen ihre Kleider und wandern im Staub der Untergrundbahn zu.

Frau von Lenkey: „Was hast du in dem Paket?"

„So — Krimskrams: Schokoladezigaretten — Ansichtskarten — Fächer — Dummheiten. Was man eben zusammenkauft."

Frau von Lenkey: „Ich steck' mir immer 40 Kronen ins Portemonnaie, wenn ich so wohin gehe — die gebe ich dann aus. Wie immer — es ist mir egal."

„Ich mache es ebenso."

Nach einem Weilchen:

Frau von Tarnotzy: „Ich hab' so viel Blumen gehabt . . . Wie ich sie gar nicht mehr hab' fassen können, leg' ich sie in eine Ecke auf ein Tischerl — jemand hat sie von dort geschnipft. — Liegt ja eigentlich nichts dran."

Frau von Lenkey übertrumpft sie. — „Ich hab' meinen Buschen der Exzellenz geschenkt — sie hat sich sehr gefreut."

Sie steigen ein und sprechen fünfzehn Minuten allerlei unfreundliche Dinge über ihre Bekannten.

Auf dem Treppenabsatz verabschieden sie sich zärtlich mit Umarmung und Kuß.

Frau von Tarnotzy geht geradeaus in ihre Küche, öffnet den Packen und verteilt den Inhalt auf zwei Schüsseln.

„Lina — diese Schüssel tragen Sie hinein — für mich und den Herrn zum Nachtmahl. — Diese hier stellen sie in den Eiskasten für morgen abend."

Darauf vertauscht sie ihre feine Spitzentoilette mit einem häßlichen roten Kretonschlafrock.

Frau von Tarnotzy zu ihrem Gatten: „Ich bin froh, daß ich auf dem Basar war. Ich hab' mit der Exzellenz gesprochen — sie war sehr lieb zu mir. Die Lenkey ist beinahe zerplatzt. — — Ausgegeben? — Keine Spur. Vierunddreißig Heller auf der Elektrischen. Und für eine Krone hab' ich kalten Aufschnitt gekauft, zu zweimal gut nachtmahlen. — — — Diese Frau von Lenkey ist aber eine Aufschneiderin . . . geradezu ekelhaft."

Für unsere Frauen.

Über Erziehung.

Eine bedeutende schwedische Schriftstellerin, Ellen Key, hat eins ihrer Werke „Das Jahrhundert des Kindes" genannt. Sie sucht darin den Menschen vor Augen zu führen, wie heilig ihnen das Kind sein müsse, wie es unsere allerwichtigste Aufgabe sei, unseren Kindern ein frohes und glückliches Dasein zu bereiten. Schon in ihren Liebesbeziehungen müßten Mann und Weib an ihre noch ungeborenen Kinder denken. Um ihretwillen dürften sie sich nur dem verbinden, der — selbst gesund an Leib und Seele — auch ein starkes und kraftvolles Geschlecht zu erzeugen vermag. Und ist ein Kind geboren, so sollte die Mutter es als ihre schönste Pflicht betrachten, es selbst zu nähren und zu pflegen, bis sein Geist zum Leben erwacht und dann beide Eltern in gemeinsamem Wirken mit der Gesamtheit die junge Menschenpflanze körperlich und geistig zu voller Blüte empor entwickeln. Denn in den Kindern ruhe das Kommende. In ihnen bilden wir die Zukunft der Menschheit.

Aber bedurfte es zu dem, was Ellen Key in ihrem Buche sagt, wirklich erst einer besonderen Betrachtung? Ist es nicht eigentlich für jeden denkenden Menschen von selber klar, daß wir der Jugend nur das Schönste und Herrlichste geben, was die Menschheit errungen hat?

Jeder Mutter, die den ersten Schrei ihres Kindes hört — wenn nicht Qual und Sorge etwa ihr natürliches Empfinden schon ertötet haben —, geht eine Welt von Glück und Zukunftshoffnung auf. Was mag in diesem sprossenden zarten Leben alles schlummern? Wieviel Schönheit und Anmut, wieviel heiteres Genießen und welche Fülle von Talenten und Gedanken! Und in der Tat! Jedes normale junge Menschenkind birgt in sich unendliche Entwickelungsmöglichkeiten.

Wie der Mensch, der der Natur in strenger Arbeit sein Leben abringt, seinen Körper zu stahlharter Festigkeit entfaltet, wie der Seefahrer und der Bergsteiger seine Muskeln zu elastischer Biegsamkeit zwingt, wie die weichen kindlichen Züge im Laufe des Lebens langsam das Gepräge der seelischen und geistigen Persönlichkeit empfangen und so auch die „Schönheit" des Angesichts erst als etwas allmählich Gewordenes erscheint — so ist alles, was wir an Vollendung im Menschen bewundern, in bewußter Entwicklung langsam gereift. Gewiß hat die Natur das höchste Ziel der Entfaltung für jeden Einzelnen durch die Grenzen seiner Anlagen bestimmt. Fast niemals jedoch kommen wir mit allen unseren Kräften bis heran an diese letzten Grenzen unseres Wesens. Wollten wir wissen oder auch nur ahnen, was eigentlich wahrhaft in uns ruht, so dürften die Menschen nicht in blinder Zufälligkeit aufwachsen, sondern sie müßten in der Kindheit und Jugend eben wirklich „erzogen" werden.

Aber — so werden vielleicht mit höchstem Erstaunen unsere Leserinnen fragen — geschieht das denn nicht heute schon? Sind nicht die Deutschen z. B. eine hochkultivierte Nation? Müssen unsere Kleinen sich nicht schon vom sechsten Jahre an mit Lernen und Arbeiten plagen, ganz zu schweigen von den Kindern der Reichen, die ihre ganze Jugend in ewiger Mühe am Studiertisch verbringen? Und suchen wir nicht auch sonst unsere Kinder zu „erziehen", wo es nur immer geht, mit Drohungen und Strafen, mit Lob und Ermahnung? Setzt es nicht Püffe und Schläge genug, wenn sie ihre Kleider nicht in Ordnung halten, ihre Pflicht nicht tun, oder sich gar widerspenstig und vorlaut benehmen?

Ja, ganz recht, das nennen wir ja heute „Erziehung!" Ellen Key aber, und mit ihr alle die, die jemals tiefer über solche Fragen nachgedacht haben, verstehen unter diesem Worte etwas ganz anderes. Sie nennen Erziehung eben jene höchste Entwicklung all der mannigfachen Keime, die die Natur verschwenderisch in jedes Menschenwesen pflanzte. Sie nennen Erziehung eine Ausbildung der Körper- und Seelenkräfte, die das Kind langsam zu einer freien Persönlichkeit, zu vollem und ganzem Menschentum heranreift.

Solche Vollnaturen zu gestalten, Menschen, die körperlich und geistig auf gleicher Höhe standen, Menschen der Schönheit und Kraft, klaren künstlerischen Fühlens und selbständigen Denkens: das war das große Persönlichkeitsideal der althellenischen Blütezeit, zu dem die edelsten griechischen Philosophen die Jugend ihres Landes selbst heranzubilden strebten. Nur daß in der altgriechischen Kultur, die weit mehr noch als die unsere eine aristokratische, eine Kultur der Besitzenden war, auch jener Erziehungsgedanke nicht für die Allgemeinheit galt, sondern nur für die wenigen Auserwählten, die Söhne der herrschenden Klassen. Die hellenische Auffassung harmonisch in sich vollendeten, d. h. in allen seinen Kräften gleich entfalteten, Menschentums blieb das leuchtende Vorbild für die großen Geister aller kommenden Zeiten. Die Renaissance, die Epoche der Wiedergeburt der Antike, ließ jenes griechische Menschheitsideal in einzelnen stolzen Persönlichkeiten wieder aufleben, und mit dem Studium griechischer Kunst und griechischen Lebens pflanzte es sich fort als höchstes Entwicklungsziel in die deutschen Klassiker — die Goethesche Zeit. So ward es die Grundlage der Erziehungsideen, die Goethe verkündete, er, der selbst nicht nur eine der gewaltigsten, sondern zugleich die tiefste harmonische Persönlichkeit war, die deutsche Kultur geboren hat.

In Goethes pädagogischer Provinz im „Wilhelm Meister", wo Goethe seine Anschauungen über Erziehung verkündet hat, wie in den Lehren der Bahnbrecher unserer neueren Pädagogik, vor allem Pestalozzis, tritt aber bereits der Gedanke hervor, in dem die moderne Erziehungslehre einen weiten Schritt hinaus über jene griechische Auffassung getan hat; der Gedanke des Gemeinsamkeitsgefühls, der Erziehung des Kindes von früher Jugend an zu der Erkenntnis der Verantwortung gegenüber der Gesellschaft, in der es lebt, zur Arbeit in und für die Allgemeinheit. Der Gedanke also, daß sich der Mensch neben der höchsten Entwicklung der individuellen Kräfte zugleich seiner sozialen Triebe bewußt werden und seine Pflicht gegen die Gesamtheit in ernster Arbeit erfüllen müsse. Das erst wäre die Grundlage einer Menschheitskultur, wie sie die Führer der Menschheit heute als das Zukunftsideal betrachten: einer Kultur, die nicht wenigen Auserwählten, sondern allen in gleichem Maße die Güter des Lebens erschlösse, der Kultur des Sozialismus.

So mancher mag nun wohl im stillen denken: Ja, das alles klingt gewiß recht schön und groß. Es sind Träume, die vielleicht jeder einmal in Stunden der Begeisterung träumt; aber ist es irgend mehr als das? Können solche Ideen jemals Wirklichkeit werden? Wie sollten die Eltern, wie sollten die Lehrer beschaffen sein, die so zu erziehen verständen? Wodurch vermöchte überhaupt selbst der weiseste Erzieher ein Kind zu so vollendeter und vielseitiger Entfaltung zu führen?

Und doch war und ist bereits hie und da das Ideal zu lebendiger Wirklichkeit geworden. Jener große Pädagoge Pestalozzi hat in einem kampfreichen Dasein, unter Anfeindungen und Entbehrung in seinem Heimatland, der Schweiz, Erziehungsanstalten geschaffen, in denen er seine Gedanken in die Tat umsetzte. Damals strömten von nah und fern Menschen dorthin, um sich mit Pestalozzis Einrichtungen bekannt zu machen und die großartigen Resultate dieser neuen Methode anzustaunen, die nicht das oder jenes nützliche Wissen lehren, sondern schaffende und denkende Menschen bilden wollte. Wohl gingen trotz seiner Genialität und seines ruhelosen Eifers Pestalozzis Anstalten schließlich zugrunde — Mangel an Mitteln und an geschäftsmäßig klugem Sinn verschuldeten seinen Untergang. Seine großen Ideen aber lebten über ihn hinaus und wurden zum Grundstein der modernen Erziehungstheorien, die man in vereinzelten, jedoch stets von neuem auftauchenden Versuchen in verschiedenen Erziehungsheimen auch heute fruchtbar zu machen strebt.

Worin gipfelt und worauf beruht nun diese neue pädagogische Methode?

Es gilt zunächst, Menschen zu erziehen, die sich ihrer Pflicht bewußt sind, in dem sozialen Ganzen, dem sie angehören, kraftvoll schaffend mitzuwirken. Dazu müssen Hand und Muskeln gestählt und zu vielgestaltiger Arbeit geschickt und vorgebildet sein. Deshalb lehrt man die Jugend in solchen Erziehungsheimen, sich von klein auf in mannigfacher körperlicher Arbeit zu üben. Der Eckstein aller menschlichen Produktion, die Bebauung des Bodens mit seinen zahlreichen Arbeitsoperationen, der Aufbau des Wohnhauses, die Bearbeitung von Holz, Leder, Wolle und sonstigem Material zu den wichtigsten menschlichen Gebrauchsartikeln; dies alles lernen und üben die jungen Menschen dort in stufenweise fortschreitender, froher gemeinsamer Tätigkeit. Sie lernen die innere Befriedigung empfinden, die ruhig zielklares Schaffen in uns selber weckt, sie lernen Hochschätzung vor sachkundigem Können, Ehrfurcht vor einfach tüchtiger Arbeit. Und wie sich im Dasein des einzelnen soziales und individuelles Leben unlöslich miteinander verkettet, so liegen auch in dieser gemeinsamen Arbeit schon die Grundelemente jener höchsten Ausbildung der Persönlichkeit, die, wie wir sahen, als das zweite große Ziel einer idealen Jugenderziehung erscheint.

In der Arbeit üben und schärfen sich die Sinne, die eigentlichen Vermittler aller menschlichen Erkenntnis; das Auge lernt Linien und Formen schätzen, eigene Beobachtung, die Eigenschaften der Dinge aus sich selbst heraus begreifen. Das Kind baut sich langsam seine besondere, geistige Welt aus seiner körperlichen Umgebung, aus der Erfahrung heraus auf. Und dennoch bleibt in einem solchen Erziehungssystem dem überlegenen Geiste und Können des Lehrers gerade der freieste Spielraum. Wohl soll das Kind nicht fertiges Buchstabenwissen in sich aufhäufen, wie es ihm heute in unseren Schulen allein geboten wird, vielmehr selber sehen und fragen. Aber die rechte Antwort auf eben diese tausend verschiedenen Fragen, die ein lebendiger junger Kopf aus den Dingen herausliest, vermag nur ein tief und umfassend durchbildeter Geist ihm zu geben, ein Lehrer, der viel gedacht und viel studiert hat und der sich zugleich auch gern, ja mit froher Begeisterung der Jugend und dem Leben mit ihr widmet. Dem Leben mit ihr. Denn nicht, wer die Jugend in irgend einem Spezialfach unterrichtet, sondern wer mit ihr spielt und singt, mit ihr draußen in Wald und Heide wandert, mit ihr beobachtet und denkt, nur der ist ihr ein rechter Lehrer und Führer im Geiste jener griechischen Philosophen. Und wie sich die griechische Jugend nur die Weisesten und Besten zu Lehrern erkor, so sollte es stets als die höchste menschliche Aufgabe gelten, in diesem Sinne zu erziehen, und nur die feinsten Naturen, die kenntnisreichsten Köpfe dürften Jugendlehrer sein. Solche Lehrer gewönnen dann ganz von selbst durch die Hingebung und das Vertrauen der Kinder den Einfluß, den heute Eltern und Erzieher mit allen Strafen und Ermahnungen oft so vergeblich erstreben: den Einfluß auf die Charakterbildung, auf das Gefühlsleben und auf das sittliche Empfinden des Kindes.

Und — wie wir ja von dem großen, vielumspannenden Thema hier leider alles nur in knappster Andeutung berühren können — endlich noch eins! Was Künstler und Künstlernaturen heute so schmerzlich als einen tiefen Mangel des Lebens vermissen: eine volkstümliche, künstlerische Kultur, einfach natürliches Schönheitsgefühl im Volke, auch das würde durch solch eine harmonisch aufgebaute Jugenderziehung von selbst in den Menschen ausgelöst werden. Für den der mit sinnendem Geiste in der Natur lebt, reift an ihrer Formen- und Farbenfülle das ursprünglichste Schönheitsempfinden, und aus diesem reinen Naturgefühl erwächse so zugleich die echteste Empfänglichkeit für die großen künstlerischen Schöpfungen der Menschheit. Daneben aber dürfte in einem vollkommen ausgebauten Erziehungsplan auch die Pflege der Kunst selbst nicht fehlen. Die Beschäftigung mit Musik und Dichtung bildet an sich eins der edelsten Erziehungsmittel. Sie müßte von früher Jugend an einen Teil des Tages erfüllen. Wird doch der Zukunft in der Kunst die Weihe, das eigentlich religiöse Element des Lebens, ruhen!

Das also ist in großen Zügen das Bild einer Jugenderziehung, wie sie der geistigen Kultur der Menschheit in unserer Zeit, wie sie deshalb auch den fortgeschrittensten pädagogischen Anschauungen von heute entspricht.

Und dagegen nun die Wirklichkeit! Wie sieht in Wirklichkeit die Erziehung der Kinder des Volkes aus? Wir wissen es leider alle. Sie steht in einem so furchtbaren und schneidenden Gegensatz zu dieser pädagogischen Erkenntnis, wie — nun, wie das Leben der übergroßen Mehrzahl aller Menschen heute zu einem freien, glücklichen und menschenwürdigen Dasein steht.

Statt sich fröhlich draußen in Sonnenschein und Waldesluft zu tummeln, hocken die Kinder des Proletariats in stickigen, überfüllten Hinterstuben oder sie drücken sich in stauberfüllten Gassen und Höfen umher, den brutalsten physischen und geistigen Gefahren ausgesetzt. Statt stärkender, vielseitiger körperlicher Bewegung und Tätigkeit winkt ihnen höchstens in einem Alter, da der Körper noch in kräftigstem Wachstum steht, das abstumpfende Einerlei der Maschinenarbeit. Statt lebendiger geistiger Entwicklung, freier seelischer Entfaltung in einem lebensvollen Kreise jugendlicher Genossen werden sie in den schönsten Jahren des geistigen Werdens in tötender Langweile auf der Schulbank festgehalten, und der natürlich erkenntnisdurstige Verstand mit sinnlosem Gedächtniskram langsam zermartert. Kunst und Schönheit — was sind sie der Jugend des Volkes anderes, als ein Klang aus jenem unbekannten Land der Sehnsucht, das ihr niemals seine Tore öffnen wird? Und die seelische Einwirkung freier, gebildeter Erzieher? Wer von den Müttern und Vätern des Proletariats, die, selbst ohne Ausbildung und Wissen, in nie endender Zwangsarbeit ihr ganzes Leben verbringen, wer von ihnen kann bei hingebendster Liebe seinen Kindern jemals in diesem Sinne Erzieher sein! Und selbst, wo durch eigenes Ringen die Erkenntnis dessen, was da sein sollte, in den besten Köpfen der Arbeiterschaft sich Bahn bricht, wer von ihnen kann in der Sklaverei des heutigen Lebens Wege und materielle Mittel finden, seinen Kindern eine glücklichere Jugend zu schaffen?

So prägt sich die ganze tiefe Kluft, die das Dasein der Menschheit innerhalb unserer Gesellschaft von einem wirk-